E. H. von Dedenroth

Aus sturmbewegter Zeit

WHINK E-BOOKS

Aus sturmbewegter Zeit

Novelle

von

E. H. von Dedenroth

Berlin ✻ Eisenach ✻ Leipzig:
Hermann Hillger Verlag.

[1897]

Impressum | Copyright

whink e-Books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.
whink e-Books werden ohne jegliche Gewährleistung kostenfrei angeboten.

© 2025 whink e-Books | wolfganghink
whink44@posteo.de

Inhalt

Impressum | Copyright
Titelseite
[Vorwort]
AUS STURMBEWEGTER ZEIT
1. Kapitel: Der Geächtete.
2. Kapitel: Der Herr Stadtrat.
3. Kapitel: Schicksalswendung.
4. Kapitel: Ein Wiedertreffen.
5. Kapitel: Trübe Wolken.
6. Kapitel: Des Donners Grollen.
7. Kapitel: Der Sturm.
8. Kapitel: Der Sieg.
9. Kapitel: Vater und Sohn.
10. Kapitel: Wandlungen.
11. Kapitel: Ungeahnter Ausgang.

Zu diesem E-Book

[Vorwort]

Eugen Hermann von Dedenroth wurde am 5. März 1829 zu Saarlouis geboren, wo sein Vater als Major im 29. Infanterie-Regiment stand. Infolge der vielfachen Versetzungen seines Vaters erhielt er seine Erziehung in verschiedenen Garnisonstädten; er besuchte die Gymnasien in Posen, Danzig und das Köllnische Gymnasium in Berlin. Der hochgebildete Vater, der ein warmes Interesse für die Kunst zeigte, nahm wesentlichen Anteil an der geistigen Ausbildung seines ältesten Sohnes. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die glühende Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung für den Hohenzollernstamm, die Freude am aufstrebenden Preußentum, die in den späteren litterarischen Arbeiten Hermanns zum Ausdruck kommen, besonders dem väterlichen Einflusse zuschreibt. Von der feinsinnigen Mutter, einer geborenen v. Pirch, hat der begabte Sohn ohne Zweifel die feine Beobachtungsgabe, den vornehmen Sinn, die »Lust zu fabulieren« geerbt. 1847 trat Hermann v. Dedenroth als Avantageur in das Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment ein; er durchlebte die stürmischen Tage der Berliner Revolution, rückte mit seinem Regimente in Schleswig ein und wurde in der Schlacht bei Schleswig (23. April 1848) zum Offizier befördert. Das Garnisonleben in den nun folgenden Friedenszeiten gewährte dem jungen Leutnant hinlänglich Muße, sich mit litterarischen Arbeiten, zu denen er sich hingezogen fühlte, zu beschäftigen. Sein erstes Werk war »Die Schöpfung«, ein didaktisches Gedicht, das 1855 erschien. Einige strategische Schriften folgten. Auch in der lyrischen und dramatischen Poesie versuchte er sich, fühlte aber gar bald, daß das eigentliche Element seines dichterischen Schaffens die Novelle und der Roman sei. Die erste Veröffentlichung auf diesem Gebiete war eine Sammlung von Skizzen und Novellen, die er 1856 unter dem Titel »Glanz und Flitter, Gesellschaftsbilder aus der Gegenwart« herausgab. Da trat ein Umstand ein, der ihn aus seiner militärischen Laufbahn herausriß und seine Liebe zur Schriftstellerei auf eine harte Probe stellte. Einer Anregung folgend, hatte er die Novelle »Ein Sohn Alexander von Humboldt's« geschrieben. In Amerika war damals ein Schwindler aufgetreten

und hatte sich für den Sohn des großen Gelehrten ausgegeben. Diesen dürftigen Stoff hatte v. Dedenroth in geschickter Weise novellistisch verwertet. Während des Druckes kamen ihm aber Bedenken, der Gelehrte könne an dem Titel Anstoß nehmen. Er bat deshalb den Verleger, den Titel auf des Autors Kosten zu ändern, erhielt aber eine abschlägliche Antwort. Das Buch erschien 1858 und machte Aufsehen. Humboldt war über die Veröffentlichung der Novelle sehr ungehalten, obwohl der Inhalt derselben für ihn mehr eine Verherrlichung als eine Beleidigung war. Dieser Zwischenfall brachte dem jungen Leutnant manche dienstliche Unzuträglichkeiten.

»Es giebt nichts Peinlicheres«, erzählte v. Dedenroth später, »als der schuldige Urheber eines Skandals zu sein, den man leichtsinnig, aber nicht in böser Absicht hervorgerufen hat. Ich hätte den größten Teil der Schuld auf meinen Verleger wälzen können, aber das erschien mir nicht genügend, um mich zu rechtfertigen; ich schwieg daher, gab meine Carriere auf und wurde Schriftsteller von Beruf. Ohne Vermögen, nur wenige Thaler in der Tasche, desto mehr Sorgen im Kopf, trat ich von neuem ins Leben, aber ich hatte gute Hoffnung, denn ich arbeitete gern und dachte: man kann, was man will. Aber ich sollte erfahren, wie schwer dies Können ist. Schon das Gefühl der Einsamkeit für jemand, der aus einer großen Familie, in der er länger als zehn Jahre gelebt und mit der er verwachsen gewesen, scheidet, das Hinaustreten in völlig fremde Verhältnisse, das Gefühl, daß sich niemand um uns kümmert, und wo es jemand thut, daß dieser [4] trübe blickt und unseren Entschluß tadelt — das drückt nieder und macht den Mut erbeben. Wie weit mehr aber, wo die zwingende Notwendigkeit gefehlt und man den Entschluß bereuen könnte, wenn der Blick in die Zukunft fällt. Einen festen Halt aufgeben und eine Stütze suchen, sich erarbeiten, was man aufgegeben, das klingt anders als das leicht gesagte Wort: die Carriere wechseln. Und kein Beruf verwöhnt den Menschen und formt ihn nach seinen Eigentümlichkeiten mehr als der Soldatenstand.« Das Unglück wollte es, daß den König Friedrich Wilhelm IV., der dem jungen, geistreichen Offizier sehr gewogen war, jene schwere Krankheit heimsuchte, der er schließlich zum Opfer fiel. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte sich für Dedenroth manches anders gestaltet.

Mit großem Interesse verfolgte die Mutter das aufstrebende Talent des jungen Schriftstellers, obwohl sie anfänglich wegen des

Berufswechsels um den Sohn sehr besorgt gewesen war. Dedenroth hatte aber diesen Wechsel nicht zu bereuen; wenn er auch zuerst mit schweren Sorgen zu kämpfen gezwungen war, so mehrten sich doch bald die Einnahmen aus seinen litterarischen Arbeiten, mehr und mehr wurde er bekannt, bald hatte er sich einen Platz unter den beliebtesten Schriftstellern errungen. Aus dem stehenden Heere war er zur Garde-Landwehr übergetreten, er erhielt dort einen Adjutantenposten und wurde später zum Hauptmann befördert. 1866 führte ihn der Krieg als Chef einer Garde-Landwehr-Kompagnie nach Böhmen, aber schon im folgenden Jahre wurde er auf seinen Antrag wegen eines schweren Augenleidens mit Pension in den Ruhestand versetzt. Wenn er nun auch völlig aus dem Kriegerstande ausgeschieden war, so verleugnete er doch nicht in seinen Werken das Soldatenblut, das in ihm pulsierte. Mit Vorliebe wählte er die Zeiten großer Kämpfe zum Hintergrunde seiner Erzählungen, und wo er uns hineinführt in das Getümmel des Kriegslebens, da weiß er mit dramatischer Lebendigkeit zu schildern. Eine Aufgabe hatte er sich von Anfang an gestellt: In dem Volke Begeisterung für die Größe und Macht des Vaterlandes zu entfachen, das geschichtliche Bewußtsein zu wecken und den deutschen Gedanken in den weitesten Kreisen zu verbreiten. In diesem Sinne schrieb er seine Erstlingswerke »1806« und »Des Kaisers Polizei«, seine großen Romane »Hermann, der Befreier Deutschlands«, »Friedrich der Große«, »Die Königsfeinde«, »Die Jäger von Königsgrätz«. »Der Dragoner von Durlach«, »Der Graf vom Elsaß«, »Das Gespenst«, »Ein neues Geschlecht« u. a. Sein Sinn für Gerechtigkeit verlangte unbedingte Treue in der geschichtlichen Darstellung, ungeschminkte Wahrheit, selbst auf die Gefahr, in gewissen Kreisen Anstoß zu erregen. Ihm war alle Heuchelei und Kriecherei ebenso verhaßt wie Anmaßung und Selbstüberhebung der gesellschaftlich bevorzugten Stände. Eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis verrät er in den Romanen, die sich in den höheren Kreisen abspielen, z. B. in den Romanen »Die Gouvernante«, »Die Geliebte des Prinzen«, »Die Baronin«, »Drama aus dem Leben«, »Aus dem Grabe gerettet«, »Gabriele«, Die geheimnisvolle Gräfin«, »Eine Hofintrigue« u. s. w. Als er sich durch seine ersten Werke einen geachteten Namen erworben hatte, wurde er bald ein geschätzter Mitarbeiter hervorragender Zeitschriften, z. B. des »Illustrierten Panoramas«, des »Buches für Alle«, der »Chronik der Zeit«, der »Illustrierten

Welt« u. s. w. Bis 1873 lebte er in Charlottenburg, seit jener Zeit auf seiner Besitzung in Kötzschenbroda bei Dresden, wo er am 16. Oktober 1887 nach längerer, schwerer Krankheit durch den Tod viel zu früh aus seinem litterarischen Schaffen herausgerissen wurde. Die Novelle »Aus sturmbewegter Zeit« ist seine letzte Arbeit.

Dresden. *B. Zieger.*

Aus sturmbewegter Zeit

[5]

1. Kapitel.

Der Geächtete.

Vor der Thür der Posthalterei eines kleinen Landstädtchens der Mark Brandenburg stand der behäbige Wagenmeister und blickte ungeduldig hinaus auf die Landstraße. Vom nahen Kirchturme herab begann eben die Uhr 6 zu schlagen, noch war die Post nicht eingetroffen. Es war ein kühler Herbstmorgen. Man schrieb das Jahr 1847. Ein leichter Nebel lag auf Berg und Thal. Das Laub der Bäume hatte sich schon bunt gefärbt und begann herabzufallen, ein Teil der Blätter lag am Boden, dem Winde zum Spiele. Auf der Straße wurde es lebendig. Landleute brachten ihre Waren zur Stadt, und Arbeiter eilten ihren Werkstätten zu. Da ertönte aus der Ferne das Horn des Schwagers, so nannte man damals den Postillon, und verkündete das Herannahen der Post. Es dauerte auch nicht lange, so rasselte dröhnend der schwere Postwagen über das holprige Pflaster des kleinen Städtchens.

Der Kondukteur verließ seinen Platz, öffnete den Wagenschlag und forderte die Fahrgäste auf, in der Passagierstube das Frühstück einzunehmen. Er fügte hinzu, daß der Aufenthalt 15 Minuten dauern werde.

Noch schlaftrunken, gliedersteif von der nächtlichen Fahrt in dem engen Gehäuse, kletterte ein dicker Herr zuerst aus der Kutsche, dann folgte ein junger Mann in einem [6] dünnen, fadenscheinigen Überzieher, endlich erschien eine ältere Dame, welche die leergebliebenen Plätze des Postwagens mit einer Unmenge von Schachteln, Tüchern, Handtaschen und anderen Habseligkeiten belegt hatte, schwerfällig auf der Bildfläche.

Eine junge Dame, welche den Koupeeplatz neben dem Kondukteur innegehabt hatte, war bereits, die Hilfe des Wagenführers verschmähend, herabgestiegen. Sie war die Erste in der angenehm erwärmten Passagierstube und nahm dort einen kleineren Fenstertisch für sich in Beschlag.

In der Posthalterei stand der reichlich mit Cichorien versetzte Kaffeeaufguß für die Reisenden schon bereit.

Der dicke Herr und die ältere Dame setzten sich gemächlich an die große Gasttafel zum Frühstück. Der junge Reisende verneinte die Frage der aufwartenden Magd, ob er nicht auch etwas befehle, und stellte sich an den wärmenden Ofen.

Die Kleidung der jungen Dame war trotz aller Einfachheit von vornehmer Eleganz. Der große Hut hüllte nach damaliger Mode den Kopf der jugendlichen Reisenden wie in eine vorne weit geöffnete Düte ein. Er gestattete derselben, ihr Antlitz vor den Fremden zu verbergen, die zwar nicht neugierig, aber gelegentlich bald diesen, bald jenen Reisegefährten musterten. Der junge Mann war hochgewachsen und hatte trotz seiner fast ärmlichen Bekleidung etwas anspruchsvoll Vornehmes in Haltung und Wesen. Sein männlich wohlgebildetes, von langen, braunen Haaren umwalltes Antlitz war, abgesehen von einer krankhaften Blässe, schön zu nennen. Mit dem edlen Schnitt der Züge vereinte sich ein das Interesse erweckender Ausdruck geistiger Kraft.

Dem Fremden war es entgangen, daß die junge Dame bei seinem Erscheinen im Gastzimmer betroffen, fast wie erschrocken, sich in scheuer Bewegung dem Fenster zugewendet hatte. Er sah es nicht, daß sie in hastiger Verwirrung sich kaum die nötige Muße gönnte, ihr Frühstück einzunehmen. Sie begann erst sein Interesse zu erwecken, als sie aufstand und mit herabgeschlagenem Schleier die Passagierstube verlassen wollte. Er zuckte zusammen, als [7] er den Klang ihrer Stimme bei Bezahlung des Frühstückes hörte.

Schon die hohe Gestalt, die sich graziös anmutig bewegte, die prächtigen Haarflechten, welche unter dem Hute hervorquollen, hätten den Blick fesseln können, aber es war wohl mehr als neugierige Bewunderung ihrer Schönheit, was ihn plötzlich aus seiner Gemütsruhe aufgescheucht hatte. Kaum hatte sich hinter ihr die Thür geschlossen, so verließ auch er das Gastzimmer. Sie beeilte sich, ihren Coupeeplatz wieder einzunehmen, und schloß hastig das Fenster. Eine brennende Röte überflog das Antlitz der jungen Dame, als sie sich von dem Fremden, der ihr bis an den Wagen gefolgt war, beobachtet fühlte. Er mußte sie trotz ihres Schleiers erkannt haben. Es malte sich aber bittere Enttäuschung in den erregten Zügen, als er sah, daß die Dame durch Herabschlagen des Fensters jede Annäherung unmöglich machte. Er zog sich deshalb rasch zurück, beschämt über die Zudringlichkeit, mit der er ihr gefolgt war.

Der Postwagen war bald wieder in Bewegung und rollte, von vier kräftigen Pferden gezogen, auf der eintönigen Landstraße der Mark

Brandenburg schwerfällig dahin. Das junge Mädchen konnte sich ungestört seinen Gedanken überlassen. Es ist ein Bild aus vergangenen Tagen, das vor ihrer Seele auftaucht. Schauen wir in das Buch Erinnerungen!

Auf der Höhe des Berges liegt eine Festung, unten zieht ein breiter Strom durch ein gesegnetes Land. Auf den Wallgängen der Festung wachsen Blumen im Grünen, unten in den Kasematten starrt es von Kanonen und Kriegsmaterial, dort schmachten Gefangene hinter eisernen [8] Gittern. Schwere Verbrecher, in Grau und Gelb gekleidet, mit geschorenen Haaren, Ketten an Händen und Füßen, einzelne durch Halseisen, an denen Hörner befestigt sind, andere wieder durch eine auf der Erde nachschleppende Kuppelkette als besonders gefährliche Subjekte gekennzeichnet, werden truppweise zur Erdarbeit geführt und von Soldaten mit geladenen Gewehren bewacht. Die Tochter des Kommandanten ist an diesen entsetzlichen Anblick schon gewöhnt. Und doch, wenn das Klirren der Ketten das Nahen eines solchen Zuges verkündet, wendet sie sich mit Grausen ab. Es sind aber noch andere Gefangene hier auf der Festung, denen es erlaubt ist, sich unbewacht innerhalb der Bastionen zu bewegen. Man hat sie nur zu einer Freiheitsentziehung verurteilt; der eine hat die Duellgesetze übertreten, der andere gegen die Subordination gefehlt, die Mehrzahl der bürgerlichen Staatsgefangenen besteht aus Männern, welche für den Traum von einer deutschen Einheit, für die Rechte des Volkes gegenüber den Thronen zu feurig geschwärmt haben. Vor zwei Wochen ist wieder ein solcher Arrestant eingetroffen, und der General von Witten, der Kommandant von G., hat ihn wohl schroffer empfangen, als andere Verbrecher, die gegen die von Gott eingesetzte Ordnung gefehlt haben. Der Gefangene hat bisher von der Erlaubnis, sich durch Spaziergänge von den Einflüssen der dumpfen Kasemattenluft zu erholen, noch keinen Gebrauch gemacht. Es scheint, als ob er entweder in trotziger Verbissenheit sein Gefängnis nicht verlassen mag, weil ihm der Anblick seiner Kerkermeister peinlich ist, oder er will sich weder der Neugierde, noch der Theilnahme der übrigen Festungsbewohner preisgeben. Er scheint es zu wissen, daß besonders für den weiblichen Teil der letzteren, für die Töchter und Frauen der Offiziere, der Beamten, der Kaufleute, welche innerhalb der Bastionen wohnen, das Erscheinen eines neuen Staatsgefangenen, vornehmlich eines jungen Mannes, von besonderem Interesse ist.

Die Abgeschlossenheit, zu welcher der Gefangene Robert Bork, Privat-Dozent an der Universität Königsberg, sich selber verurteilte, verlieh der Neugierde einen besonderen Reiz. Die Tochter des Kommandanten, Hertha von Witten, [9] wurde von allen Seiten als Vertraute ihres Vaters angegangen, eine Erklärung über sein menschenscheues Wesen zu geben, und es war ihr jedesmal äußerst peinlich, weil er zu einem Gliede ihrer Familie in Beziehungen, die noch nicht genügend aufgeklärt waren, gestanden hatte. Sie hatte den Mann selber noch nicht gesehen, wohl aber mancherlei über ihn gehört. Es mußte ihr als eine besondere Härte erscheinen, daß man gerade die Festung G. gewählt hatte. den Gefangenen hier seine Strafe verbüßen zu lassen. Ihr Bruder hatte vor einigen Monaten die Universität Königsberg bezogen. Da wurde es bekannt, daß die Polizei eine geheime burschenschaftliche Verbindung entdeckt habe, welche in Beziehung zu den dortigen Vorkämpfern freiheitlicher Bestrebungen stehe. Auch Georg v. Witten, der derselben angehörte, wurde in die Untersuchung hineingezogen und nur mit Rücksicht auf seine Jugend als ein Verführter freigesprochen. Robert Bork stand als derjenige da, der den jungen Menschen zu hochverräterischen Umtrieben verleitet hatte, da es sich bei der Untersuchung herausstellte, daß Georg von Witten sich ihm besonders angeschlossen.

Friedrich Wilhelm IV. hatte sich bei seiner Thronbesteigung an die Spitze der liberalen Bewegung gestellt, die Kerker geöffnet, in welchen man den Geist, der 1813 die Völker Deutschlands entflammt, zu ersticken gedachte. Aber der poetische Fürst, der sich für die Gründung eines romantisch mittelalterlichen christlichen Staates begeisterte, in dem er als Stellvertreter Gottes seinem Volke nach eigenem Ermessen die demselben ersprießlichen Freiheiten gnadenreich spenden wollte, erbebte sehr bald vor den Geistern, die er wachgerufen hatte und die zu unbändig für seine Zügel waren. Die junkerliche Camarilla und die orthodoxe Geistlichkeit beschworen den Fürsten, andere Wege zu wandeln, der russische Zar bedrohte ihn, und statt die glänzenden Verheißungen des Königs erfüllt zu sehen, erblickte die getäuschte Hoffnung des Volkes das auftauchende Gespenst der Reaktion.

Der General von Witten war grau geworden in einer Zeit, in welcher nach den Karlsbader Beschlüssen die Mon[10]archen der heiligen Allianz sich vereint hatten, die Pest des revolutionären Geistes auszurotten. Er zitterte für den Sohn, dem er ungern

gestattet hatte, die Hochschule zu besuchen, weil er meinte, daß das Militär die einzige Hochschule für den Adel sei. Er rief ihn nach Beendigung des Processes sofort zurück und schickte ihn nach Berlin. Dort sollte sich der junge Mann zum Eintritt in ein Garderegiment melden, damit er in ordentliche Zucht komme. Hertha stellte sich in dem Verführer ihres Bruders einen rothaarigen, mephistophelisch aussehenden Menschen vor, ohne Religion, häßlich, verwildert im Äußeren, voll giftigen Hasses und Neides gegen die bevorzugten Stände. Sie zählte damals kaum siebzehn Jahre, aber früh entwickelt, durch den Tod ihrer Mutter fast sich selbst überlassen, bildete sie sich dazu heran, die Stelle der Hausfrau in der Kommandantur zu vertreten, ihrem Vater, an dem sie mit liebender Verehrung hing, eine Stütze zu werden und ihrem Bruder die mütterliche Fürsorge zu ersetzen.

Sie war eine auffallende Schönheit. Der ganze Ausdruck des Gesichts war der bewußter Würde. Und diesem Kopfe entsprach die vollendete Einfachheit der Kleidung, welche die edlen Linien der schönen, schlanken Gestalt, am Oberkörper fest anschließend, umhüllte.

So lustwandelte sie eines Tages auf der Bastei. Da sah sie sich plötzlich von einem jungen Manne beobachtet, der den Wallgang heraufkam und überrascht war, hier eine Dame zu treffen. Er schien zu schwanken, ob er umkehren oder grüßen und vorübergehen solle.

Die Blicke Beider begegneten sich, er zog den Hut. »Verzeihen Sie,« stotterte er verwirrt, »ich bin hier wohl auf verbotenem Wege?«

Sie sah ein Antlitz, das sie nie wieder vergessen konnte. Der Mann schien leidend zu sein; war es Krankheit oder Kummer, was diesem männlich schönen Gesichte die Frische geraubt hatte?

»Es darf hier ein jeder gehen,« war ihre Antwort, und ihre Finger spielten mit den Feldblumen die sie gepflückt hatte; das Sträußchen entfiel ihrer Hand. Ehe sie sich zu bücken vermochte, hatte er es aufgehoben, aber die [11] Blumen waren auf eine feuchte Stelle des Erdbodens gefallen. »Das Sträußchen ist beschmutzt,« sagte er zögernd, dasselbe in ihre Hände zu legen.

»Werfen Sie es fort! Ich pflücke mir andere Blumen.«

»Ihnen blüht die Welt. Ich wage es nicht, mir diese Blumen anzueignen, auch wenn Sie dieselben zum Fortwerfen bestimmt haben.«

Er legte das Sträußchen auf ein in der Scharte der Bastion stehendes Geschütz. Sie wollte ihren Weg fortsetzen, aber sie vermochte nicht drei Schritte zu thun, ohne sich noch einmal nach dem Fremden umzusehen. Wieder begegneten ihre Blicke einander, auch er sah ihr nach; das Blut schoß ihr in die Wangen.

»Es wäre geboten gewesen, daß ich mich Ihnen vorgestellt hätte,« redete er sie abermals an, und noch viel schmerzlicher als vorher lag es trübe in seinen Zügen; »aber ich bin ein Gefangener, und wenn ich recht ahne, sind Sie die Tochter des Generals von Witten. Sie glauben wahrscheinlich besondere Ursache zu haben, mir mehr als anderen die Teilnahme zu versagen.«

[12] Hertha errötete heftig. »Ich bin die Tochter des Kommandanten,« antwortete sie.

»Möge Ihnen die Begegnung mit mir kein Unheil bringen!«

»So bereuen Sie es also, daß Sie meinen Bruder verleitet haben, zu vergessen, was er seinem Vater und seinem Namen schuldig war?« fragte sie. Es war für sie zweifellos, daß sie den Dozenten Bork vor sich habe.

Robert lächelte bitter. »Und wenn ich sagen muß,« versetzte er, »daß ich nichts bereue, was ich aus innerster Uberzeugung gethan habe, oder vielleicht auch nur gethan haben könnte, so werden Sie sich vor meiner Verworfenheit entsetzen. Ich bin in anderen Verhältnissen und Anschauungen aufgewachsen als Sie. Sie können sich deshalb wohl schwer in meine Lage versetzen. Es läßt sich über politische Meinungen so wenig streiten wie über den religiösen Glauben. Jeder hat ein Recht auf seinen Glauben! Aber ich verdamme meine Gegner nicht.«

»Sie thaten Schlimmeres! Sie machten einen unentwickelten Jüngling zum Proselyten. Sie verführten ihn zur Auflehnung gegen die Gesetze und gegen die Obrigkeit. Und das ist verdammenswert!«

»Ich bin deshalb verurteilt, ich habe mich aber nicht verteidigt. Auch Ihr Herr Vater hat mir schon sehr bittere Worte gesagt, und ich habe dazu geschwiegen, obwohl ich wenigstens hätte antworten können, daß ich die Ansichten des Vaters meines jungen Freundes nicht gekannt habe und daß auch hochadelige Männer, wie Freiherr von Stein, es nicht verschmähten, die Rechte des Volkes zu vertreten. Ich möchte von Ihnen nicht zu tief verachtet sein, darum bitte ich, verdammen Sie mich nicht, ehe Sie Ihren Bruder gehört haben! Vielleicht fällt er ein freundlicheres Urteil über mich. Aber alsdann werden Sie noch weniger zufrieden sein.«

Hertha errötete unter dem Blicke, der im Innersten ihrer Seele zu lesen schien. »Ein trotziger, unverbesserlicher Mensch!« so hatte ihr Vater den Gefangenen gekennzeichnet. Und jetzt sprach Bork, als wäre der Hochverrat berechtigt, als sei es nichts Verdammenswertes, der [13] Obrigkeit zu trotzen. Er schien zu hoffen, daß das Gift, welches er ihrem Bruder eingeflößt hatte, in das Blut des Verführten übergegangen sei. Sie schämte sich der Teilnahme, die der Mann in ihr erweckt hatte, und doch fand sie im Banne dieser Augen nicht das passende Wort, ihn zurechtzuweisen, wie sie es gewünscht hätte.

»Mein Bruder wird als Offizier des Königs — das hoffe ich zu Gott — denken lernen wie sein Vater, wie ich, wie jeder, dem die göttliche Weltordnung noch heilig ist,« lautete ihre mit erregter Stimme gegebene Antwort, und sie wandte sich, weiter zu gehen. Bork hinderte sie nicht daran, er sprach kein Wort; aber sah sie es oder fühlte sie es nur, daß sein Blick sich nicht von ihr loszureißen vermochte — es that ihr weh, daß er es ihr unmöglich gemacht hatte, dem Gefangenen ein Wort der Teilnahme zu sagen. — Und sie hatte ihn seit jenem Zusammentreffen nicht wiedergesehen.

Als Hertha an jenem Tage nach Hause kam, fand sie ihren Vater in sehr niedergedrückter, erbitterter Stimmung. Unerwartet war ihm der blaue Brief ins Haus geschickt worden, der, mit dem Kabinettssiegel des Königs versehen, ihm seine Versetzung in den Ruhestand verkündete. So erfüllte sich das böse Omen doch, von dem der Gefangene gesprochen hatte. Es schien, als habe dieser Mann einen verhängnisvollen Einfluß auf das Schicksal der Familie, sobald er mit einem Gliede derselben in Berührung kam. Der General war mit Leib und Seele Soldat, er hatte gehofft, noch im Dienste das Jubiläum zu erleben, mit welchem die Pensionserhöhung eintritt, und dieser Wunsch war um so erklärlicher, als er kein größeres Vermögen besaß. Da traf der Schlag doppelt hart. Die Verabschiedung erfolgte zwar in der gnädigsten Form, es war also zu ersehen, daß man ihn nur deshalb verurteilte, seine glänzende Stellung einem anderen zu überlassen, weil man Ersparnisse für die Pensionskasse machen wollte, nicht aber, weil der General Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte.

Der General fügte sich, wenn auch mißmutig, dem königlichen Willen und zog mit seiner Tochter nach Berlin. Als Hertha ihren Bruder ausforschen wollte, wie er in die [14] demokratische Verbindung geraten sei, verriet ihr seine Verwirrung, sobald sie den

Namen Borks nannte, daß er etwas verschweige, dessen er sich zu schämen habe. Über die Vorgänge selbst sprach er wie über einen Unfug, zu dem ihn der Übermut der Jugend verführt habe. In den Fähnrichskreisen hatte er bereits gelernt, anderen Ehrgeiz zu fühlen und anderer Eitelkeit zu huldigen; verächtlich zuckte er die Achseln, wenn man von der Schwärmerei junger Studenten sprach, die sie verleitete, den alten Korpsburschen in allem Heeresfolge zu leisten.

Drei Jahre waren seit jener Begegnung auf den Bastionen verflossen. Heute sah die Tochter des Generals Bork plötzlich wieder. Sie kam von einer Tante, die sie während deren Krankheit in ** gepflegt hatte, und ein Zufall oder eine Schicksalsfügung ließ sie in demselben Postwagen mit Robert Bork fahren. Sollte diese Begegnung wieder für sie ein verhängnisvolles Anzeichen sein? Es war derselbe Mann, der damals schon auf den ersten Blick ihr Interesse wunderbar gefesselt hatte, aber es schien ihm heute fast schlechter als damals zu gehen. Er war frei, aber wohl im harten Kampfe mit des Lebens Not, und gewiß hatte das seinen trotzig stolzen Sinn noch mehr gegen die Regierung erbittert. Sie hätte viel darum gegeben, ihm Hilfe bieten zu können, ohne daß er es ahnte, von wem sie kam. Die innigste Teilnahme erfüllte sie für diesen Mann mit dem genialen Kopfe, der da gesagt hatte, daß er für seine Überzeugung kämpfe und leide, und daß er zu stolz sei, sich zu verteidigen. Aber sie fühlte auch eine unerklärliche Scheu, fast eine bebende Furcht, sich ihm wieder zu nähern. Ein Abgrund trennte die Tochter des Generals von Witten von einem Demagogen. Hertha fühlte sich wie von einer ihr drohenden Gefahr beängstigt, und doch brannte in ihrer Brust das Begehren, auf irgend eine Weise zu erfahren, wie es dem Manne ergehe, welche Hoffnungen er für die Zukunft habe, ob es möglich sei, ihm irgend welche Hilfe in heimlicher Weise zu spenden.

Die Post hielt in dem Städtchen Z., der letzten Station vor Berlin. Nachdem der Kondukteur ausgestiegen war, blieb sie im Koupee und schloß sogar die Fenster des[15]selben, obwohl die Strahlen der hochgestiegenen Sonne in dem engen Raume eine unangenehme Schwüle erzeugten.

Fürchtete Hertha, daß Bork sie mit neugierigen Blicken suchen werde; hatte sie es vermeiden wollen, daß er sie vielleicht gar anredete, wenn er sie im offenen Koupee erblickte? Diese Besorgnis zeigte sich unbegründet. Er ließ sich nicht auf der Straße vor dem

Wagen blicken, wohl aber erweckte sie durch ihr Verbleiben im Koupee die Neugierde zweier jungen Leute, welche sich Fahrbillets nach Berlin im Postbureau gelöst hatten. Es schien überhaupt, als ob der Wagen sich für die letzte Fahrstrecke füllen werde. Hertha hörte, wie der Posthalter gegen zwei Frauen äußerte, es sei nur noch ein Koupeeplatz frei, aber wenn sich noch ein Reisender melde, werde ein Beiwagen gestellt werden, in dem sie dann zusammen Platz finden könnten.

Die neugierig forschenden, dreisten Blicke, mit denen die jungen Leute Hertha musterten, wurden ihr peinlich. Sie zog deshalb den Schleier herab. Es waren dem Anscheine nach Landjunker oder Inspektorgehilfen von Gütern. Sie trugen bespornte Stulpenstiefel; ihre geröteten Wangen verrieten, daß sie beim Frühstück stark gezecht haben mochten. Sie entfernten sich für einige Minuten und kehrten dann in Begleitung des Kondukteurs zurück. Der Letztere öffnete die Koupeethüre.

»Die Herren wollen durchaus im Koupee fahren,« sagte er zu Hertha. »Ich würde ihnen meinen Platz abtreten, aber nur, wenn Ihnen das recht ist, Fräulein, oder wenn Sie Platz im Innern des Wagens nehmen wollen.«

Es war ein Nebenverdienst der Kondukteure, ihren bequemen Sitz im Koupee gegen ein gutes Trinkgeld einem Reisenden zu überlassen. Es war nur eine besondere Artigkeit des Wagenführers, wenn er Hertha um Erlaubnis hierzu fragte; man nahm in der Fahrpost keine Rücksicht darauf, welche Gesellschaft eine junge Dame erhielt. Der Vorzug des Koupees war der, daß man dort an Stelle von gegenübersitzenden Reisenden ein leicht aufzuschlagendes Fenster hatte; da aber Hertha dasselbe beim warmen Sonnenschein geschlossen hatte, war die Frage berechtigt, ob ihr nicht ein Platz im Fond des Wagens ebenso lieb sei.

[16] Hertha hätte, wenn nicht Bork im Innern des Wagens gewesen wäre, sofort das Koupee verlassen, um nicht zu der Gesellschaft von jungen Leuten verurteilt zu sein, die wohl nur ihretwegen den Kondukteur zum Aufgeben seines Platzes bewogen hatten. Sie fühlte, daß ihre Weigerung, das Koupee zu verlassen, den jungen Leuten so viel wie eine Erlaubnis sein werde, sie mit ihrer Galanterie zu behelligen. Wie peinlich ihr das aber auch war, um keinen Preis hätte sie in das Innere des Wagens steigen mögen, wo Bork sich befand.

»Ich behalte meinen Sitz,« antwortete sie und rückte in die

äußerste Ecke. Schon wollten die jungen Leute einsteigen, da hörte Hertha die Stimme Bork's dagegen Einspruch erheben.

»Ich habe mein Koupeebillet in der Nacht nicht benutzt,« erklärte Bork dem Kondukteur, »ich beanspruche jetzt meinen Platz.«

»Dann muß Einer von Ihnen zurücktreten, meine Herren!« wandte sich der Wagenführer zu den Oekonomen.

»Wir trennen uns nicht! Was abgemacht, ist abgemacht! Wenn der Herr seinen Platz aufgegeben hat, so hat er sein Recht daran verloren!«

Die jungen Leute riefen diese Worte durcheinander in heftigem, gereiztem Tone. Sie versuchten, den Kondukteur beiseite zu drängen und trotz des erhobenen Widerspruchs von den freien Koupeeplätzen Besitz zu nehmen. Sie verrieten durch ihre Haltung, daß sie in der Stimmung waren, ihr vermeintliches Recht mit Gewalt zu ertrotzen.

»Halt, meine Herren!« nahm Hertha das Wort. »Lassen Sie mich zuerst aussteigen! Ich gebe meinen Platz lieber frei.«

»Bleiben Sie, Fräulein! Das dulden wir nicht! Wenn der Mann da Händel sucht, soll er sie haben!«

Das Hinzutreten des Posthalters änderte die Scene. Es schien, als ob Bork die Einmischung des Posthalters veranlaßt habe. Der Herr, ein altgedienter Offizier, welchem man die Posthalterei als Zivilversorgung gegeben hatte, verwies die jungen Leute in barscher Weise zur Ruhe. Er ließ sich die Passagierscheine, welche auf den Namen des [17] Inhabers lauteten, vorzeigen. Auf jedem war die Nummer des ihm zugewiesenen Wagenplatzes verzeichnet.

»Herr Bork,« entschied der Posthalter, »ist in seinem Rechte. Einer von Ihnen, meine Herren,« wandte er sich zu den jungen Leuten, »kann mit dem Kondukteur tauschen, wenn derselbe seinen Platz abtreten will.«

»Ich wünsche alsdann, das Koupee zu verlassen!« rief Hertha in der Meinung, daß Bork sich dazu dränge, in ihre Nähe zu kommen, aber der Posthalter überhörte ihre Worte. Er sprach mit Bork, und im nächsten Augenblicke trat die alte Dame, welche bisher im Innern des Wagens gesessen hatte, an den Schlag des Koupees heran und bat den Kondukteur, ihre Gepäckstücke, mit denen sie beladen war, ins Koupee zu schaffen. »Herr Bork,« rief sie, »will für mich den Platz, er hat ihn mir abgetreten, bitte, helfen Sie mir hinauf!«

Hertha, die sich schon rüstete, das Koupee zu verlassen, starrte die Dame an, als traue sie ihren Ohren nicht. Aber es war keine

Täuschung, und der Umstand, daß der Posthalter der Dame einige Gepäckstücke abnahm, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein, bewies, daß Bork gar nicht darnach getrachtet hatte, sein Anrecht auf den Koupeeplatz für sich geltend zu machen. Beide Ökonomen stießen bittere Bemerkungen aus und verzichteten jetzt auch auf den Platz des Kondukteurs; sie wollten zusammenbleiben und stiegen in den Fond des Wagens. Auch der Wagenführer nahm seinen Platz im Koupee wieder ein.

Das Blut wallte Hertha heiß durch die Adern. [18] Was mußte Bork von ihr denken, wenn er sie in der vorigen Station erkannt und jetzt ihren Ruf gehört hatte! Er mußte glauben, daß sie die Gesellschaft der beiden jungen Leute einer Wiederbegegnung mit ihm vorgezogen haben würde. Und daß er damit die Wahrheit erraten hatte, war für sie jetzt. da sie ihren Irrtum sah, doppelt beschämend.

Das Posthorn schmetterte, und in schwerfälligem Trabe ging es davon, aus dem Städtchen hinaus. Der Wagen bog in die mit hohen, schwermütig langweiligen Pappeln besetzte Landstraße. Der Kondukteur zündete sich, da die Damen ihm das Rauchen weder verbieten durften noch wollten, eine Pfeife an, nachdem er mit Stahl und Stein, nach alter Weise, Funken geschlagen und den Feuerschwamm in Brand gesetzt hatte. Nun ward es ihm behaglich.

»Sonderbar!« begann er zu plaudern. »Ich dachte, der Koupeeplatz werde frei bleiben, da der Herr, der in einem dünnen Röckchen zur Herbstzeit reist, sich gestern Abend in den Wagen setzte. Auch in S. machte er keine Anstalt, zu uns herauszukommen, obwohl er nach Ihrem Namen fragte.«

Der Kondukteur sah bei diesen Worten Hertha an. Das Blut stieg ihr in die Wangen.

»Ich wußte gar nicht, daß ein Koupeeplatz frei war,« nahm die alte Dame das Wort. »Der Herr bot mir in Z. in der Passagierstube seinen Platz an; er sagte, es werde wahrscheinlich sehr voll werden im Wagen.«

»So ist es auch.« versetzte der Wagenführer, »alle Plätze sind besetzt. Der Herr Bork — er muß wohl ein Schauspieler oder Predigtamts-Kandidat oder ein Künstler sein, das sieht man an den langen Haaren und den hohlen Backen — hat den Landjunkern einen Streich gespielt. Er stand in der Nähe, als sie mir zuredeten, ihnen meinen Platz abzutreten. Die beiden jungen Leute hatten es darauf abgesehen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Fräulein.«

Wieder heftete er seine Augen auf Hertha, und wieder vermochte sie die Verwirrung nicht zu verbergen, in welche seine Mitteilung sie versetzte.

»Woher wollen Sie das behaupten?« stotterte sie. »Es wäre dann Ihre Pflicht gewesen, eine Zudringlichkeit, die mich bedrohte, zu verhindern.«

[19] Der Kondukteur lächelte, als nehme er den Vorwurf nicht so ernstlich. »Beleidigen durfte Sie keiner,« versetzte er, »übrigens sind es Söhne von anständigen und wohlhabenden Eltern. Ich kenne die Herren, sie kommen oft zum Markte nach Z…«

Ein starkes Pochen an dem kleinen Fenster, welches sich an der Wand befand, die das Innere des Wagens vom Koupee trennte, unterbrach das Gespräch. Der Kondukteur ließ halten und verließ das Koupee, um nachzusehen, was man von ihm wünsche. Schon in dem Augenblicke, als der Hufschlag der Pferde und das Geräusch des dahinrollenden, schweren Wagens unterbrochen wurden, vernahm man leidenschaftlich erregte Stimmen, welche erraten ließen, daß die Passagiere im Innern des Wagens in heftigen Streit geraten sein mußten. Es war eine der in Z… in den Postwagen gestiegenen Damen, welche jetzt vom Kondukteur in energischer Weise forderte, er solle für Ruhe im Wagen sorgen. Die beiden Landjunker beeilten sich, die Anklage zu erheben, daß der ihnen gegenübersitzende Herr sie zuerst mit seinen langen Beinen belästigt, dann aber sich anmaßend in ihr Gespräch eingemischt und eine gebührende Abfertigung von ihrer Seite selbst verschuldet habe.

Die jungen Leute pochten wohl darauf, daß der Wagenführer, dem sie persönlich bekannt waren und den sie heute nicht zum erstenmal durch ein reichliches Trinkgeld sich verpflichtet hatten, ihre Partei nehmen werde. Dieser Umstand ließ sie um so zuversichtlicher und dreister auftreten, als der dicke Reisende im Wagen während des Streites anscheinend geschlafen hatte und auch jetzt noch eine neutrale Haltung bewahrte. Der jüngere und übermütigste von ihnen forderte, daß man den Fremden, der nicht in eine anständige Gesellschaft gehöre, aus dem Wagen entfernen müsse, und höhnisch setzte er hinzu, er sei bereit, dem Manne das erlegte Fahrgeld für die letzte Meile zu schenken, wenn man ihn dadurch los werde.

Bork’s Kleidung mochte dieses beleidigende Anerbieten erklären. Die Damen, die im Wagen mitfuhren, bestätigten, daß Bork den

Streit durch brüskes Auftreten verschuldet [20] habe. Sie konnten nicht wissen, weshalb die Landjunker so aufgebracht gegen Bork waren, und ließen sich in ihrer Parteinahme wesentlich durch den wenig vorteilhaften Eindruck bestimmen, den Borks Äußeres machte.

»Sie werden die Herren um Verzeihung bitten und sich gebührend betragen oder aussteigen!« herrschte der Kondukteur Bork an, noch ehe dieser ein Wort zu seiner Verteidigung hatte sagen können, da er es unter seiner Würde hielt, die Ankläger zu überschreien.

»Herr Kondukteur,« versetzte er jetzt mit ruhiger Festigkeit, aber jedes seiner Worte war für Hertha, die im Koupee atemlos lauschte, vernehmbar, »die Herren haben durch verletzende Anspielungen in ihren Gesprächen eine Reibung mit mir gesucht, weil ich sie daran hinderte, eine Dame zu belästigen, von der sie in der Passagierstube zu Z… in frivoler Weise sprachen.«

»Das ist eine Unverschämtheit, eine Frechheit!« schrie der junge Oekonom; jetzt fiel ihm der dicke Herr ins Wort. »Schweigen Sie!« rief er, »Sie spöttelten darüber, daß jener Herr eine trockene Semmel aß, deren Krumen Ihnen auf die Füße fielen. Sie machten sich auch lustig über das Aussehen des Herrn. Der Herr ist in seinem Rechte.«

»Wir haben keinen Namen genannt —«

»Weil Sie ihn nicht kennen, sonst müßten Sie Respekt vor ihm haben. Der Herr hat mehr gelernt, als Sie jemals [21] begreifen werden, das sage ich Ihnen, und ich bin der Polizeirat Hoyn aus Königsberg. Wenn jemand den Wagen verlassen muß, so werden Sie das sein.«

Der Titel, welchen der dicke Herr führte, that seine Wirkung. Wie gern auch der Kondukteur den jungen Leuten gefällig gewesen wäre, er mußte jetzt dieselben mit Ernst zur Ordnung verweisen, obwohl das kaum noch nötig war. Beschämt, so unerwartet entlarvt zu sein, und eingeschüchtert von dem drohenden Ernste des Beamten, wagten sie kein Wort zu erwidern.

»Das war den jungen Burschen eine wohlverdiente Lektion!« rief schadenfroh die ältere Dame, welche im Koupee neben Hertha saß. »Jetzt verstehe ich, weshalb der Herr so galant gegen mich alte Frau war, mir seinen Platz hier anzubieten. Es war eine artige Rücksicht auf Sie, liebes Fräulein. Wie mag er wohl heißen? Er muß ein berühmter Mann sein, daß der Polizeirat so energisch für ihn sprach.«

»Ich weiß es nicht,« stotterte Hertha, die nicht eingestehen mochte, daß sie den Mann kenne, von dem sie in der Frühstücksstation keine Notiz genommen hatte.

»Er heißt Bork,« brummte der Kondukteur. »Der Herr Polizeirat hätte sich auch wohl eher zu erkennen geben können. Ich mußte glauben, was die Herren mir sagten.« Verdrießlich steckte er seine Pfeife, die während des Zwischenfalls ausgegangen war, wieder in Brand.

Hertha lehnte sich tiefer in die Ecke des Koupees, als wollte sie schlafen. Es tobte und wallte in ihrer Brust von den widerstreitendsten Gefühlen. Noch nie hatte sie sich so tief beschämt, so unzufrieden mit sich selber gesehen. Der Mann, dessen Bild seit der ersten Begegnung in ihrem Herzen wider ihren Willen lebendig geblieben war, der ihrem Stolze ein Interesse abgewonnen hatte, dessen sie sich schämen wollte, ohne es zu können, der durfte heute sie verachten! Obwohl sie Teilnahme für ihn fühlte, hatte sie ihm das Almosen eines freundlichen Grußes versagt, aus falscher Scham oder feiger Besorgnis, sich damit bloßzustellen. Und in dem Wahne, er wolle sich ihr zudringlich nahen, hatte sie verraten, daß sie ihn erkannt habe, und ihm [22] absichtlich ausgewichen sei. So hatte sie gehandelt, während er in zartester Weise, ohne sich ihr bemerkbar zu machen, ohne seine Beweggründe zu verraten, Sorge getragen, sie von einer lästigen Gesellschaft zu befreien!

Man erreichte endlich die Residenz. Der Wagen fuhr in den Hof des Postgebäudes in der Königsstraße. Noch ehe Hertha das Koupee verlassen konnte, sah sie die beiden Landjunker sich eiligst entfernen. Ihre Aufmerksamkeit wurde von weiteren Beobachtungen dadurch abgelenkt, daß ihre Angehörigen sie begrüßten.

Der General v. Witten und sein Sohn Georg waren dort, die Angekommene zu empfangen. Auch in Zivilkleidern war der alte Soldat nicht zu verkennen. Die hohe Gestalt in steifgerader Haltung, am Cylinderhute die preußische Kokarde, der um die Mundwinkel gestutzte, borstige Schnurrbart, die mächtig hohe schwarze Halsbinde, aus der vorn zwei weiße Bäffchen, hinten das neugierige Bändchen des Vorhemdes sich hervorzwängten, dann das verblichene schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes von 1813 im Knopfloch des langen, bis an den Hals fest anschließenden Überrockes — alles kennzeichnete den altgedienten Offizier a. D. ebenso, wie das biedere Antlitz mit den martialischen Zügen, den

kurzgeschnittenen weißen Haaren, dem festen Blick der unter buschigen Brauen hervorblitzenden Augen. Der Leutnant v. Witten war in Uniform. Dem jugendlichen Antlitz mit einem gedrehten und gewichsten Schnurrbärtchen fehlte die Frische, das Haar duftete nach Pomade, die Bewegungen waren geckenhaft geziert.

Eine dunkle Röte flammte plötzlich über das blasse Gesicht des jungen Mannes, erschrocken, verwirrt, schien er nicht zu wissen, wohin er den Blick wenden sollte. Hertha sah Robert Bork vorübergehen, derselbe zog den Hut vor ihrem Vater, vor ihr, sein Antlitz brannte, aber nur flüchtig streifte sie sein Blick, er war vorüber, ehe sie den Gruß erwidern konnte, und verschwand, hastigen Schrittes um die nächste Ecke biegend.

»Wer war das?« fragte der General, als eine heiße Blutwelle auch die Wangen Herthas überflutete. »Das Gesicht war mir bekannt.«

[23] »Der Herr war Staatsgefangener in G…, Georg hat ihn wohl auch gekannt.«

Georg errötete heftiger, er drehte seinen Schnurrbart, um seine Verwirrung zu verbergen.

»Ach, Bork war es,« rief der General, »jetzt erinnere ich mich. Fuhr er mit dir im Postwagen? Hast du ihn gesprochen? Er sah sehr reduziert aus.«

»Ich habe ihn nicht gesprochen, ich sehe es erst jetzt, daß er mich trotz meines Schleiers wiedererkannt hat.«

»Hätte kaum geglaubt, daß er vor mir den Hut ziehen werde,« murmelte der General.

Man brachte die Gepäckstücke Herthas, und die Gesellschaft bestieg eine Droschke, um nach Hause zu fahren.

[23]

2. Kapitel.

Der Herr Stadtrat.

In der Brüderstraße bewohnte der Stadtrat August Bergmann die Belletage seines eigenen Hauses; im zweiten Stock hat der General v. Witten als Mieter eine kleine Wohnung inne. Wir finden den Stadtrat am Tage nach Herthas Rückkehr in seinem Zimmer. Er hat sich soeben von der Nachmittagsruhe erhoben. Er ist in Wolken eingehüllt, wie weiland der Donnergott. In der Rechten hält er die lange Pfeife, deren niedergebogenes hörnernes Mundstück er zwischen die Zähne gekniffen hat; die Linke wühlt in der Tasche des schlotternden Schlafrockes, als wollte sie das Futter derselben ausweiten oder durchbohren. Das gerötete Antlitz des kleinen, schmächtigen Mannes verrät, daß ihn die Siesta auf dem lederbezogenen, altmodischen [24] Sofa in keine behagliche Stimmung versetzt hat. In kurzen Stößen bläst er den Dampf aus der Pfeife und schreitet im Zimmer auf und ab, bei jeder Wendung seines Körpers fliegen die Quasten der gelösten Schnur seines Schlafrockes in heftiger Bewegung.

Es sind Entschlüsse der Energie, welche den trotz seiner sechzig Jahre sehr beweglichen Mann beschäftigen, es sind heute nicht Sorgen um das Wohl der Stadt, die ihm die Stirne in krause Falten ziehen, es sind nicht Widerwärtigkeiten in einer Haus- oder Geschäftsangelegenheit, denn von dem Geschäft hat er sich längst zurückgezogen, und mit seinen Mietern lebte er im tiefsten Frieden; nein, von alledem ist nichts die Ursache seiner schlechten Laune. Er hat einen Brief mit einer unangenehmen Nachricht erhalten und nebenher kurz vor Tische noch häuslichen Arger gehabt. Ein Verdruß kommt selten allein; häufen sich die Ärgernisse, so bezeichnet das der Stadtrat mit dem Seufzer, daß Ostern und Pfingsten für ihn auf einen Tag fallen, und in dieser Lage befand er sich heute.

Es schlägt drei Uhr, um diese Zeit soll er, wie der Brief meldet, einen Besuch erwarten, während ihm andere Sorgen den Kopf heiß machen. Und richtig, die Klingel wird gezogen, der Mann, der sich

angemeldet hat, erscheint pünktlich. Die Zofe meldet Herrn Bork, und unser Bekannter aus dem Postwagen tritt ein.

Robert Bork ist der Neffe des reichen Stadtrats. Sein inzwischen längst verstorbener Vater hatte eine Stiefschwester Bergmanns geheiratet, als derselbe noch bescheidener Handwerker war und sich noch nicht durch die Anlage einer Fabrik zum reichen Manne emporgearbeitet hatte. Franz sah als königlicher Hoffourier den Schwager stets über die Achsel an. Später wendete sich aber das Blatt, der Hoffourier verlor seine Stelle, weil er mit seiner Frau mehr Geld ausgab, als er an Gehalt bezog, und starb mit Hinterlassung von Schulden. Frau Bork war zu stolz, sich an die brüderliche Liebe Bergmanns zu wenden, den sie in ihren besseren Tagen von ihren Verkehrskreisen fern gehalten hatte; sie zog zu wohlhabenden Verwandten ihres Gatten, welche dann auch die Erziehung des Sohnes bestritten. Auch sie war seit mehreren Jahren [25] aus dem Leben geschieden. Die Verwandten, welche Robert unterstützten, schlossen ihm aber ihre Hand, als er, anstatt in die Staats-Karriere zu treten und eitle Hoffnungen der Familie zu erfüllen, sich durch demagogische Umtriebe bloßstellte. Jetzt erinnerte sich Robert nach Verbüßung seiner Festungsstrafe und nach vergeblichen Versuchen, in Königsberg Broterwerb zu finden, des reichen Onkels in Berlin, den er seit seiner Kindheit nicht wiedergesehen hatte.

Bergmann zweifelte nicht daran, daß der Neffe seine Gutmütigkeit ausbeuten wolle und ihm wie eine böse Plage auf dem Halse liegen werde. Bork schrieb zwar, er erbitte allein die Fürsprache Bergmanns, er suche Anstellung im städtischen Dienste, aber der Stadtrat dachte, daß Bork, wenn er arbeiten wollte, auch anderswo hätte sein Brot suchen können, als gerade in Berlin. Bergmann hatte, als der freisinnige König den Thron bestieg, liberale Grundsätze zur Schau getragen und war darin weiter gegangen, als ihm das jetzt, wo die Reaktion eingetreten war, angenehm sein mochte. Der Gatte seiner ältesten Tochter, Herr von der Asten, ein Gardeoffizier aus vornehmer Familie, nahm die politische Haltung Bergmanns zum Vorwand, das Haus des Schwiegervaters nur dann zu besuchen, wenn Ebbe in seiner Börse eingetreten war. Der sehnliche Wunsch des Stadtrats, durch ein farbiges Bändchen im Knopfloch seine Verdienste um die Stadt anerkannt zu sehen, war bisher bei jedem Ordensfeste unberücksichtigt geblieben. Es konnte ihm daher nichts ungelegener

kommen, als das Erscheinen eines Verwandten in Berlin, gegen den er eigentlich gar keine Verpflichtungen hatte und der jedenfalls nicht nur materielle Hilfe, sondern womöglich auch noch Familienanschluß suchte.

Ein fröhliches Lachen und der Klang heiterer Frauenstimmen drang aus dem Wohnzimmer der Familie in das Kabinet Bergmann's, als die Magd den Neffen vom Korridor aus bei ihm eintreten ließ. Die Seinigen waren sehr lustig, während er sich verstimmt zurückgezogen hatte; sie nahmen nicht im mindesten auf seine Mißstimmung Rücksicht und — zweifelten nicht, daß er, wie so oft, schließlich doch nachgeben werde; die Heiterkeit [26] steigerte seine schlechte Laune, und der erste Eindruck, den er von Bork erhielt, war nicht geeignet, ihn milder zu stimmen. Es lag eine düstere, fast trotzige Zurückhaltung in der Miene Bork's; der Neffe schien abwarten zu wollen, ob man es ihm möglich machen werde, eine Bitte auszusprechen.

»Ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, den Sohn meiner seligen Schwester kennen zu lernen,« redete der Stadtrat Robert an, den jungen Mann mit strengen Blicken messend. »Gutes habe ich von dir nicht gehört, und Du verlangst, wie ich aus deinem Briefe gelesen habe, meine Empfehlung.«

Das bleiche Antlitz Roberts färbte sich. Dieser Empfang bewies ihm zur Genüge, daß er vielleicht besser gethan hätte, den Gang zu unterlassen.

»Ich meldete mich zu dem freien Posten bei der städtischen Verwaltung,« antwortete er mit leise bebender Stimme. »Man schrieb mir, der Herr Stadtrat Bergmann habe das Decernat, an ihn solle ich mich wenden, und ich kam, in der Hoffnung, daß verwandtschaftliche Beziehungen, auf die ich mich nie berufen werde, mir wenigstens nicht schaden würden.«

Eine Bitte, eine demütige Haltung hätten Bergmann vielleicht zu günstigerer Laune bewogen; diesen Ton richtig würdigen zu können, war er jedoch nicht in der Stimmung.

»Ich sehne mich nicht im geringsten danach,« versetzte er, »einem Menschen, der Festungshaft erlitten hat, meine Onkelschaft aufzudrängen. Um meiner seligen Schwester willen, obwohl sie wie dein Vater wenig von mir wissen wollte, wäre ich bereit, dir eine Unterstützung zu bieten, wenn du dich bessern und einen ordentlichen Lebensberuf suchen wolltest, aber ich sehe, —«

»Ich bettele nicht, Herr Stadtrat,« unterbrach Robert beleidigt.

»Die Haft, die ich erlitten habe, hat nichts Entehrendes; Zierden der Nation haben für ihre politische Überzeugung geduldet. Ich verwahre mich also gegen den Ausdruck Besserung, aber ich stehe eben hier, um mich zu einem Amte zu melden, in dem ich geregelte Arbeit finde. [27] Ich habe meine Papiere mitgebracht und kann gute Zeugnisse von der Universität aufweisen. Im städtischen Dienste kommen doch wohl politische Verhältnisse nicht zur Geltung.«

»Das verstehst du natürlich besser wie ich! Aber leider bin ich der Ansicht, daß die Stadt keinen Beamten brauchen kann, welcher der Regierung den Krieg erklärt hat. Das mag anderswo gehen, aber nicht in der Residenz. Dein Hochmut ist übel angebracht. Es ist kein Almosen, das ich dir anbiete. Ich möchte den Sohn meiner Schwester nicht zu Grunde gehen sehen.«

Bork lächelte bitter. »Herr Stadtrat,« versetzte er mit erhobener Stimme in einer leidenschaftlichen Erregung, die sich jetzt Luft machte, »ein Handdruck, ein freundliches Wort hätten mir Ihre abschlägige Antwort weniger herbe gemacht. Ich werde Sie nicht mehr belästigen, und wenn ich zu Grunde gehe, wird die Schuld daran Sie nicht treffen. Aber ich verzage noch nicht. Ich werde kämpfen und lieber darben, als ein Stück Brot als Almosen von Ihnen nehmen.«

Die Thüre wurde leise geöffnet, ein blonder Mädchenkopf schaute herein.

»Väterchen, der Kaffee —«

Das junge Mädchen unterbrach sich selbst. Wußte sie nicht, daß Besuch beim Vater war, oder war es eine gut gespielte Komödie, sie fuhr wie erschrocken zurück, aber ihr neugieriger Blick war auf den Fremden gerichtet.

Der Stadtrat bedeutete sie durch einen Wink des Unmutes, sich zu entfernen und die Thür zu schließen. Es war ihm äußerst peinlich, daß seine Lieblingstocher Julie Bork gesehen und jedenfalls dessen bittere Worte gehört hatte.

»Ich mag dich kaum mit den Meinigen bekannt machen,« stotterte er, sich wieder zu Bork wendend, in unschlüssigem Tone. »Du verschmähst in deiner Verblendung eine gern gebotene Hilfe.«

»Ich lehne sie nur ab. Ich gehe, Herr Stadtrat. Ich passe wohl auch nicht in den Kreis einer glücklichen Familie.«

»So ist es nicht gemeint. Wenn du hören wolltest, Robert. —«

[28] Bork ließ sich nicht zurückhalten. Er verneigte sich und verließ den Stadtrat, als überhöre er den Zuspruch, der schon in

dem veränderten Tone lag. Bergmann hätte ihn zurückrufen mögen; er schämte sich, den Sohn seiner Schwester so gehen zu lassen, aber andererseits war es ihm auch nicht unlieb, den trotzigen Menschen auf diese Weise los geworden zu sein. Die falsche Scham triumphierte über die weichere Regung seines Herzens.

Schon in der nächsten Minute trat Julie wieder ein. Neugieriges Interesse blitzte aus den Augen des lieblichen Mädchens. »Wer war das, Väterchen?« fragte sie. »Wir warten auf dich mit dem Kaffee. Aber du mußt dich ankleiden, Hertha Witten ist auch gekommen.«

»Bringe mir meine Tasse Kaffee hierher!« antwortete der Stadtrat mürrisch und zündete einen Fidibus an, um die ausgegangene Pfeife wieder in Brand zu setzen.

»Du bist doch nicht böse, Väterchen?« koste die Tochter und legte ihre Hand wie das Pfötchen einer Schmeichelkatze sanft auf die Schulter des Vaters.

»Geh! Ich komme nicht zum Kaffee.«

»Aber Väterchen! Elise muß bald wieder fort.«

»Ich halte sie nicht,« brummte Bergmann, indem er sich mit der Pfeife, die durchaus nicht in Brand geraten wollte, ärgerlich zu schaffen machte.

»Du bist heute recht häßlich, Väterchen. Ist's nicht genug, daß du ihr kein Geld gegeben hast?«

»Sie bekommt auch keins. Es bleibt dabei. Wenn mein vornehmer Herr Schwiegersohn seine Frau zu mir schickt, weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat. Aber wenn ich für ihn nur die alte Börse bin, aus der er Geldstücke schütteln will, so mag er auch gefälligst selbst kommen und darum bitten.«

»Du weißt, Väterchen —«

»Ja freilich, ich weiß es, er hat Dienst. Er hat immer Dienst beim Prinzen, oder er ist zur Hofjagd oder sonst wohin befohlen, wenn Rechnungen zu bezahlen sind. Dann bekomme ich auch einmal meine vornehme Tochter zu sehen und höre, was mich die Ehre kostet, einen Schwieger[29]sohn bei der Garde zu haben. Meine Gesellschaften beehrt Herr von Asten nicht, dazu ist er zu stolz.«

»Väterchen, er muß Rücksichten nehmen. Bei der Spannung zwischen Zivil und Militär — —«

»Hätte er besser gethan, sich eine Adlige zu suchen!« unterbrach Bergmann die Tochter mit Heftigkeit. »Und dein Verkehr mit der Generalstochter wird mir auch verdächtig. Ihr liederlicher Bruder hat wohl lange keine Gelegenheit gehabt, dir den Hof zu machen,

daß sie dich heute schon aufsucht?«

Julie errötete heftig. »Du verkennst Hertha,« versetzte sie. »Es hat mich auch überrascht, daß sie uns sobald nach ihrer Rückkehr besucht. Aber du hast mir noch nicht gesagt, wer vorhin bei dir war.«

»Was geht dich das an?«

»Hertha fragte danach. Sie sah den Herrn ins Haus gehen, sie glaubte ihn zu kennen.«

»Das wird wohl ein Irrtum sein.«

»Hatte er ein Anliegen an dich, Väterchen?«

»Mein Kind, das sind neugierige Fragen — geh', hole mir den Kaffee, ich will arbeiten!«

»So wirst du mich nicht los, Väterchen. Du warst hart gegen den Fremden, du warst heute den ganzen Tag in schlechter Laune. Hertha kennt den jungen Mann.«

»Sie kennt ihn nicht, sonst würde sie, die vornehme Generalstochter, am wenigsten Interesse für ihn zeigen. Er ist ein Demagoge, den man erst kürzlich von der Festung entlassen hat. Er sucht in Berlin Anstellung, und leider Gottes mußte er sich deshalb gerade an mich wenden. Für einen Fremden hätte ich ein gutes Wort einlegen können, aber nicht für einen Verwandten; da hätte es mit Recht geheißen, ich beute meine Stellung aus, ich —«

»Ein Verwandter?« rief Julie, den Vater unterbrechend. »Es war ein Verwandter — —«

»Der Sohn meiner Stiefschwester. Ich bot ihm auf andere Weise meine Hilfe an, doch er scheint eine verbissene, trotzige Natur zu sein. Ich habe aber keine Verpflichtungen gegen ihn.«

»O, Väterchen, was hast du gemacht! Schlecht ist er [30] nicht, höre nur Hertha Witten! Sie hat ihn schon in G… auf der Festung gesehen. Sie meint, er wäre wohl härter bestraft worden, als er es verdient hat.«

Bergmann schaute befremdet auf.

»Robert Bork ist kein unübler Mensch,« sagte er, »hätte das stolze Fräulein vielleicht Geschmack an ihm gefunden? Das wäre ja eine recht hübsche Überraschung für ihren Vater, dem nur die einexerzierte Menschheit etwas gilt. Sonst rümpft sie doch immer die Nase, wenn man sich erlaubt, nicht alles zu bewundern, was die Regierung Sr. Majestät anordnet. Ich habe meinem Neffen die Hand geboten, wie mir das passend erschien; er will seine eigenen Wege gehen; damit ist die Sache erledigt, bis er sich eines Besseren

besinnt. Doch genug davon. Jetzt geh' und störe mich nicht länger!«

Julie kehrte ins Wohnzimmer zurück. Bergmann würde jetzt viel darum gegeben haben, wenn der Besuch Bork's ihm noch bevorgestanden hätte; er wäre dem Neffen dann wohl freundlicher entgegengekommen.

3. Kapitel.

Schicksalswendung.

Vier Wochen sind vergangen, seit Robert Bork in Berlin eingetroffen ist, und er hat Brot gefunden, wenn auch in anderer Weise, als er gehofft hatte. Es war für ihn ein Würfelspiel um sein Schicksal gewesen, das er ver[31]sucht hatte, eine Beamtenstellung zu erhalten. Seinen Herzenswünschen entsprach eine Thätigkeit durchaus nicht, in der der Geist, vom Aktenstaube erstickt, bei mechanischer Arbeit die Flügel nicht heben darf, und wo die Gunst des Vorgesetzten über das Fortkommen der Subalternen entscheidet. Aber die Freiheitsstrafe hatte ihn doppelt niedergedrückt, seit er beim Verlassen der Kasematten einem Frauenbilde begegnet war, vor dem er errötete, als ein Eingekerkerter, als ein Geächteter dazustehen. Suchte er seinen Lebensunterhalt abermals mit der Feder, so konnte er nicht gegen seine Überzeugung freveln, und wieder bedrohte ihn dann die Gewalt, die das freie Wort verfolgte, und wieder kämpfte er gegen die Anschauungen und Gefühle, in denen Hertha, das Ideal seiner Träume, aufgewachsen war, wieder erklärte er den Anschauungen den Krieg, die ihr heilig und unantastbar sein mußten.

Er hatte Hertha wiedergesehen, und sie hatte den Schleier herabgezogen, sie wollte für ihn eine Fremde sein.

Und auf dem Posthofe in Berlin sah er Georg Witten bei seinem Anblick verlegen erröten. Der Bruder Hertha's schämte sich seiner Bekanntschaft, und doch hätte Robert damals, als man ihn anklagte, vor Gericht nur die Wahrheit zu sagen brauchen, und der Sohn des Generals wäre ebenfalls, vielleicht noch härter, verurteilt worden.

Nach heutigen Begriffen war es eine Bagatelle, um die es sich damals gehandelt hatte, in einer Zeit, in welcher den gestrengen Zensoren die Unterdrückung jedes freisinnigen Wortes geboten war. Man hatte die Anklage wegen Hochverrats erhoben, weil in einer Verbindung von Studenten ein Lied gesungen worden war, welches den noch unbezähmten Trotz deutscher Burschen pries und die Jugend zur Begeisterung für ein einiges Deutschland entflammte. Robert Bork hatte das Lied gedichtet, aber man verschärfte mehrere

Ausdrücke in demselben und sang einen Vers, den er aus Vorsicht im Texte gestrichen hatte, als er von Witten um das Manuskript gebeten worden war.

Robert Bork hatte sich nicht verteidigt, er duldete für die jungen Leute, welche in seinen Vorträgen für deutsche Einheit und freie Entwicklung des Volkslebens begeistert [32] worden waren. Er würde sich nicht an den Stadtrat Bergmann gewendet haben, wenn er nicht gehört hätte, daß sein Onkel lebhafte Sympathien für die freisinnigen Bestrebungen kundgegeben habe, und nun sollte er erfahren, daß vorsichtige Leute ihren Mantel nach dem Winde hängen. Aber es war ihm nicht einmal ein Wort der Teilnahme geworden. Wie einen Bettler wollte man ihn abfertigen, ja, der Stadtrat hatte es sogar verhindert, daß ein Glied seiner Familie Robert begrüßte — wie ein Geächteter, wie ein mit ansteckender Krankheit Behafteter sah Bork jeden, dem er nahte, scheu zurückweichen.

So gab er es denn auf, eine Anstellung zu suchen. Je bitterer aber alle diese Erfahrungen wurden, um so leichter ward es ihm, die Scheu vor einer Verfolgung zu überwinden. Seinen Grundsätzen treu bleibend, nahm er sich vor, für des Volkes Sache weiter zu kämpfen. Er verteidigte jetzt auch sich selber, wenn er für alle Unterdrückten kühn in die Schranken trat und die Mißstände im Staats- und bürgerlichen Leben bloßlegte; Material hatte er in den Jahren seiner Haft genug gesammelt, und die Gedanken flossen ihm in die Feder.

Robert mietete sich bei einem Handwerker ein, der freilich sich zuerst lange dagegen sträubte, einen Litteraten als Chambregarnisten in seinem Hinterstübchen aufzunehmen. Der biedere Schuhmacher Gotthelf Schulz hatte meist Offiziere zu seinen Kunden und hegte nicht bloß deshalb, sondern auch, weil er selber gedient hatte und unter dem Regimente des hochseligen Königs ein geachtetes Mitglied der allzeit getreuen Bügerschaft von Berlin geworden war, Sympathien für militärische Zucht und Ordnung; alle Neuerer waren in seinen Augen vom Teufel in die Welt gesetzt, um Unheil und Zuchtlosigkeit zu stiften. Aber Frau Minna Schulz erinnerte sich, als sie den Namen Bork hörte, des ehemaligen Hoffouriers, der ihrem Vater die Würde eines königlichen Mundbäckers verschafft hatte, sie duldete es deshalb nicht, daß ihr Alter dem jungen Manne die Thür wies. Sein Aussehen war zwar etwas demokratisch, er war aber doch der Sohn

achtbarer Leute, und das Gefühl der Dankbarkeit und Teilnahme regte sich in [33] ihrer Brust. Robert versprach gern, daß er ein solides Leben führen und kein öffentliches Ärgernis geben wolle. Kopfschüttelnd fügte sich der Schuhmachermeister dem Willen seiner Hausfrau. Guste Schulz, das hübsche Töchterlein des ehrsamen Paares, schlug verschämt errötend die wasserblauen Augen nieder, als der Vater sie warnte, sich mehr als nötig um den neuen Mieter zu bekümmern; ein leises Zittern ging durch ihre Glieder, scheu eilte sie in den Laden, als fürchte sie, bei dieser Gelegenheit wieder daran erinnert zu werden, daß der Sohn des Nachbars, den der Vater ihr zum Gatten wünschte, sich wieder über ihre gleichgiltige Kälte beschwert habe.

Der Bursche eines Offiziers harrte daselbst auf Stiefel, die er abholen sollte. Während ihre Eltern mit Robert Bork die Mietsbedingungen verabredeten, steckte sie dem Burschen ein Billet zu, das sie flüchtig mit Bleifeder geschrieben hatte.

Herr Schulz sollte keine Gelegenheit finden, sich über seinen Mieter zu beklagen. Er begriff es zwar nicht, was derselbe vom frühen Morgen bis spät in die Nacht so viel zu schreiben hatte, daß er sich kaum die Zeit zu frugalen Mahlzeiten gönnte, aber Schulz sah es doch ein, daß es kein leichtes Brot sei, welches die Litteraten erwerben, und daß es auch unter den Neuerern ordentliche, bescheidene, friedliebende Menschen gebe. Er begann Teilnahme und Interesse für den Mann zu hegen, der sich auf Kosten seiner Gesundheit abquälte, der sichtlich abmagerte, nie einem Vergnügen nachging und doch niemals klagte, obwohl er oft zur Abendmahlzeit nur trockenes Brot genoß.

Es kam auch kein Besuch zu Bork, er ging selten aus, und doch waren von zwei Seiten Nachfragen nach ihm geschehen, die die Neugierde des Schuhmachers in hohem Grade erweckt hatten. Der Stadtrat Bergmann war persönlich im Laden gewesen und hatte das Gespräch auf den Mieter gebracht, dann hatte ein Lakai in reicher Livree ebenso auf Umwegen, aber weniger geschickt als der Stadtrat, den Meister über die Verhältnisse Bork's auszuforschen gesucht.

Der Meister hatte seiner Frau davon erzählt. Frau [34] Schulz war neugierig, sehr neugierig, sie zerbrach sich den Kopf und grübelte darüber nach, welchen Zweck diese Nachforschungen wohl haben möchten.

Heute sollte die Neugierde der Frau Schulz ganz besonders erregt

werden. Der Postbote brachte einen Brief für Herrn Bork, der nach feinem Parfüm duftete, und dessen Adresse zweifellos von einer Damenhand geschrieben war. Das Siegel zeigte ein gräfliches Wappen.

»Ich hab's immer gesagt, hinter dem Bork steckt etwas, der macht noch sein Glück!« rief Frau Schulz und beeilte sich, den Brief selber zu überbringen.

Robert arbeitete heute nicht. Er hat gestern das Manuskript der Broschüre, mit der er wieder in das Leben der Zeit eingreifen will, dem Verleger übergeben. Er war bereits den Aufforderungen von verschiedenen Zeitungs-Redaktionen, Beiträge zu liefern, soweit er es vermochte, nachgekommen; vor ihm lagen die Mitteilungen, daß seine Arbeiten Aufsehen machten. Die Honorare waren freilich sehr kümmerlich, aber es erfüllte doch ein stolzes Hoffen seine Brust, das ihn für alle Entbehrungen entschädigte.

Frau Schulz trat ein. Bork besah den Brief, den sie ihm überreichte, aber schien er auch neugierig überrascht zu sein, er öffnete das Schreiben nicht. »Liebe Frau Meisterin,« begann er, als sie erwartungsvoll dastand und ihre Augen ihm sagten, wie gern sie ihm zu einer frohen Nachricht Glück wünschen würde, »ich habe schon lange etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen wollte, aber ich fürchte, Sie könnten meine gute Absicht mißverstehen.«

Der erste Gedanke der braven Frau war, er wolle um Stundung der Miete bitten, da wäre sie ihm freundlich entgegengekommen. Jetzt aber horchte sie auf.

»Reden Sie getrost,« sagte sie, »ich halte Sie für einen rechtschaffenen Menschen.«

»Frau Meisterin, hüten Sie Ihre Tochter.«

Das Antlitz der Frau Schulz färbte sich kirschrot.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Man sieht von diesem Fenster in den Hausflur, wenn Licht dort brennt. Gestern abend stand dort wieder ein Offizier mit Ihrem Kinde.«

[35] Die gute Laune der Frau Meisterin war verscheucht und mit ihr die Teilnahme für ihren bisherigen Schützling. Die eitle Frau war stolz darauf, daß hohe Herren ihrem Töchterlein huldigten. Ihr Ehrgeiz ersehnte für die Guste etwas Besseres, als den Klempner, welchem ihr Gatte das Mädchen versprochen hatte. Und jetzt mischte sich dieser Mensch hinein, der es nur ihr verdankte, wenn er im Hause wohnte, und der wohl nur aus Neid das Mädchen

verdächtigen wollte, weil die Guste ihn nicht leiden mochte und mit den Offizieren oft über den langhaarigen Tintenkleckser gespöttelt hatte.

Sie setzte sich in Positur, just, als gelte es, ihrem Alten den Text zu lesen. Sie stemmte die drallen Arme gegen die Hüften.

»So! Und was geht Sie das an?« rief sie. »Denken Sie etwa — — —? Herr Bork, meine Guste ist ein ehrliches Mädchen, und wenn einer der Herren Offiziere Bestellung an sie abgiebt und ein paar Worte mit ihr spricht, kann nur die Bosheit Schlechtes davon denken.«

»Frau Meisterin —«

Die empörte Frau ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

Manche hingeworfene Neckerei von Offizieren, der Meister Schulz habe wohl den Demokraten in seinem Hause sich zum Schwiegersohn ausersehen, waren dem Meister schon fatal gewesen. Immer hatte Frau Schulz Bork die Stange gehalten, und jetzt wollte er ihr noch widersprechen und vielleicht gar recht behalten?

»Reden Sie kein Blech!« unterbrach sie ihn. »Die Herren, die des Königs Rock tragen, wollen uns schon die Kundschaft aufsagen, weil ein Demokrat im Hause wohnt. Die Herren Offiziere sind Ehrenmänner, aber von Ihnen weiß noch keiner, was Sie treiben und wovon Sie leben. Und Sie haben auch schon gesessen. Der Herr von Witten hat's mir gesagt. Wenn's Ihnen bei uns nicht gefällt, wir halten Sie nicht. Sie können jeden Augenblick ziehen.«

Robert stieg das Blut ins Antlitz. Georg von Witten war es, den er schon mehrmals mit der Wirtstochter im Hausflur gesehen hatte. Daß seine Gegenwart im Hause Gusten unbequem war, das hatte er schon lange bemerkt.

[36] »Meine Warnung war gut gemeint,« versetzte er.

»Das weiß man schon. Ich kenne Sie jetzt. Hätte es Ihnen nicht zugetraut, aber mein Alter hat recht, stille Wasser sind tief. Es soll mir recht sein, wenn Sie zum Ersten wieder einpacken. Mein Alter wollte es Ihnen schon lange sagen.«

Damit verließ die leidenschaftlich erregte Frau das Gemach und warf krachend die Thür hinter sich zu.

Es tobte stürmisch durch die Brust Roberts. Er hatte es Georg Witten verzeihen können, daß derselbe seine alte Freundschaft verleugnete, die für seine jetzige Stellung nicht mehr paßte, aber daß Witten von seiner Festungshaft wie von erlittener Schande sprach, das empörte sein Blut.

Auch der ehrliche Handwerker wollte nichts mehr von ihm wissen, selbst seinen Frieden in der bescheidenen Wohnung gönnte man ihm nicht! Ein trüber Schatten senkte sich auf sein bleiches Antlitz.

Da fiel sein Auge auf den Brief, den Frau Schulz gebracht hatte.

Im ersten Augenblick hatte er gedacht, das Billet könne nur von Hertha sein. Er wußte sonst keine Dame, die an ihn schreiben könne. Was mochte also Hertha von ihm wollen?

Er erbrach das Billet.

> »Wenn es Ihre Zeit erlaubt, eine Dame zu besuchen, welche Interesse für den Verfasser des geistvollen Artikels: Gebrechen unserer Tage im … schen Magazin, gewonnen hat und eine Bitte an Sie richten möchte, so werden Sie am 22. d. M., im Laufe des Nachmittags oder Abends erwartet
>
> von Edith, Gräfin Meran
> geb. Freiin Halberg.«

Der 22. war heute. Es konnte kein Scherz sein, den man sich mit ihm machte. Wie ungewöhnlich auch die Aufforderung erschien und wie seltsam es klang, daß eine Gräfin von einem Aufsatze anerkennend sprach, der gerade die Bevorzugung des Adels scharf geißelte: der volle Name der Briefschreiberin, welcher unter den Zeilen stand, ließ diesen Zweifel nicht aufkommen.

[37] Die Adresse der Dame war leicht zu erfahren. Die Dame wohnte in einer Parallelstraße der Gasse, in welcher Robert Obdach gefunden hatte. Er folgte dem Rufe und ward in einen, nach damaligen Begriffen sehr elegant eingerichteten Salon geführt. Die Gräfin war eine zartgebaute, nicht ohne Koketterie gekleidete Dame in jenem zweifelhaften Alter, wo die äußere Erscheinung die Angaben des Taufscheines an guten Tagen noch mit Erfolg bestreiten kann. Das nicht uninteressante Gesicht war durch zwei lange Locken, die bis auf die Brust herabfielen, dekoriert; diese Locken wiegten sich sanft bei einem schwärmerischen Aufschlag der Augen, in Augenblicken des Affekts verstand die eine über die Schulter zu fliegen und das erregte Antlitz malerisch zu drapieren.

Die ästhetischen Thees der Gräfin hatten einen Ruf in Berlin, ebenso wußte man, daß an einem Tage in der Woche berühmte und unberühmte Kanzelredner, mehrere verwitterte Excellenzen und

ältere fromme Jungfrauen von hohem Adel sich in Angelegenheiten der inneren Mission bei ihr vereinigten. An geistlichen Abenden wurde warm gespeist, an weltlichen dagegen mußten geistvolle Gespräche die Würze zu den schmalen materiellen Genüssen geben, da war aber auch das Wort frei, da wurde manche Satire laut, die weder die geistlichen noch weltlichen Zensoren hätten hören dürfen.

Alles das war Robert Bork nicht bekannt. Mit sanfter, wohlwollender Freundlichkeit begrüßte ihn die Gräfin. »Ich kenne Sie schon lange,« redete sie ihn an. »Von meinem Hinterfenster sieht man über die Höfe hinweg in die Studierstube eines fleißigen Mannes. Eine Dame meiner Bekanntschaft nannte mir Ihren Namen, erzählte mir, daß Sie vergeblich eine bescheidene Anstellung gesucht haben. Ich erfahre, daß Sie der Mitarbeiter des ….schen Magazins sind, und freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen.«

»Frau Gräfin,« erwiderte Bork, dessen Wangen sich gerötet hatten, »ich wüßte niemanden, der Ihnen Günstiges über mich gesagt haben könnte, man hat Ihre Neugierde, vielleicht eine mitleidige Teilnahme erweckt, für die ich kaum dankbar zu sein vermag. Ich bedarf keiner Hilfe.«

[38] »Wollen Sie es mir schwer machen, Ihnen eine Bitte vorzutragen, in welcher Argwohn etwas Derartiges vermuten könnte? Sie irren sich in jeder Beziehung!« rief die Gräfin, Bork hastig ins Wort fallend. »Sie sehen durchaus nicht so aus, als dürfte Ihnen jemals Mitleid nahen, und jemandem Hilfe anbieten, der keine fordert, wäre eine Beleidigung. Die Dame, von der ich Ihren Namen gehört habe, hat weder ein günstiges noch ein ungünstiges Urteil über Sie gefällt, sie hat meine Neugierde nicht erregt, sondern befriedigt, ich habe von ihr gerade das erfahren, was ich wissen wollte.«

»Dann machen Sie mich sehr begierig, gnädige Gräfin, zu wissen, womit ich Ihnen nach allem, was Sie von mir gehört haben, dienen kann.«

Die Gräfin ließ eine ihrer Seitenlocken durch die [39] schmalen weißen Finger gleiten und zeigte dabei eine zarte, sehr wohl geformte Hand.

»Es versteht sich von selbst,« begann sie, »daß wir meine Angelegenheiten rein geschäftlich behandeln. Mir sind aus dem Nachlasse meines Onkels, des früheren Ministers …, Papiere zugegangen, welche zu veröffentlichen derselbe durch seine letzte

schwere Erkrankung gehindert wurde. Es sind Denkschriften eines liberal gesinnten Staatsmannes, aber durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit beim Verpacken sind die Manuskriptblätter unter andere Papiere geraten, welche teils das Material zu den Arbeiten meines Onkels gebildet haben, teils Abschriften von Dokumenten enthalten, kurz, ich bedarf eines Mannes, der mit Verständnis und Interesse die Papiere ordnet und das Werk meines Onkels vollendet. Ich bitte Sie, mir offen und ehrlich zu sagen, ob Sie Zeit und Lust dazu hätten, diese Arbeit zu übernehmen. Der Buchhändler D., mit welchem ich schon deshalb gesprochen habe, würde das Honorar mit Ihnen vereinbaren.«

Der Minister hatte in den dreißiger Jahren seine Entlassung genommen, weil er nach seinen Anschauungen mit den Maßregeln der reaktionären Bewegung nicht einverstanden sein konnte. Es war ein für Bork sehr verführerisches Anerbieten, das ihm hier gemacht wurde, er erhielt Einsicht in Dokumente, welche der Öffentlichkeit noch nicht zugängig geworden waren.

»Ihr Vertrauen ist höchst ehrenvoll für mich,« lautete seine Antwort, »aber Sie geben einem Gegner der jetzigen Regierung damit vielleicht Waffen in die Hände, deren Benutzung man Ihnen später zur Last legen könnte. Ich will jede Verantwortung für alles, was durch mich veröffentlicht wird, tragen, aber man dürfte Ihnen vorwerfen, ein derartiges Material in unrechte Hände gelegt zu haben. Haben Sie sich auch das überlegt?«

Die Gräfin lächelte, und der Ausdruck eines warmen Wohlwollens strahlte aus ihren Zügen. »Es kann mir nichts besser für die Loyalität und Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters bürgen,« entgegnete sie, »als dieses rücksichtsvolle Bedenken. Seien Sie ganz außer Sorge. Der König steht [40] über den Parteien, er denkt liberaler als seine Minister, und ihm gegenüber werde ich vertreten, was ich thue. Wir können über die Sache ja noch sprechen, wenn Sie das Material gesichtet haben; diese Arbeit wünsche ich zunächst, und Sie werden mir gestatten, Sie für Ihre Mühe schadlos zu halten; ich bitte darum. Der litterarische Nachlaß meines Onkels liegt in meinem Zimmer, wo Sie ungestört arbeiten können, ich gebe Ihnen den Schlüssel, wählen Sie die Zeit, die Ihnen genehm ist, aber ich hoffe, Sie werden meine Soireen an den Montagen besuchen, Sie werden daselbst interessante Persönlichkeiten der Gelehrten- und Künstlerwelt kennen lernen.«

Robert vermochte keine Einwendung zu machen, die

Aufforderung geschah in so liebenswürdiger Weise, daß eine Ablehnung verletzt hätte. Der Verleger, dem er seine Broschüre übergeben hatte, sandte ihm am folgenden Tage eine so bedeutende Vorschußsumme auf den zu erwartenden Ertrag, daß Robert der Argwohn nahe trat, in dieser Freigebigkeit die Hand der Gräfin vermuten zu müssen; aber der Buchhändler leugnete das ab, er bat Robert, alle seine ferneren Schriften ihm anzuvertrauen.

Es war hiermit eine unerwartete Wendung in Borks Verhältnissen eingetreten, die ihn mit neuem Lebensmute erfüllte. Als er zum erstenmale die Gräfin an einem ihrer Empfangsabende besuchte, wurden ihm nicht nur von Männern, die zu den berühmten Persönlichkeiten der Residenz zählten, Komplimente über seine Broschüre gemacht, sondern die Gräfin erzählte ihm auch, der König habe dieselbe gelesen und als eine geistvolle, bedeutende Schrift bezeichnet. Mit dem seltenen, den Hohenzollern eigenen Gedächtnis habe er sich des Vaters von Robert erinnert und zur Gräfin gesagt, sie solle ihren Schützling davor hüten, wieder mit der Zensurpolizei in Kollision zu kommen; er danke Gott, daß er selber vor den Herren sicher sei.

Robert dankte der Gräfin herzlich für ihre Teilnahme; es that ihm wohl, daß sie ihn verstand und nicht wie einen Verbrecher behandelte. Von nun an war er stehender Gast in ihrem Hause.

[41]

4. Kapitel.

Ein Wiedertreffen.

An einem Montagabend — das Jahr 1848 war angebrochen — hatte sich Robert wieder zu einem ästhetischen Thee in dem gastlichen Hause der Gräfin eingefunden. Während er die geistlichen Abende mied, waren ihm die weltlichen nach und nach zum Bedürfnis geworden. Er fühlte sich wohl in einem Kreise, in welchem man den Menschen als Menschen schätzte und wenig auf Geburt und Rang sah. Robert befand sich eben in lebhaftem Gespräche mit dem Professor R…, einem bekannten Ästhetiker der Spenerschen Zeitung, der nebenher ein großer und dreister Verehrer weiblicher Schönheit war, als dieser plötzlich das Thema abbrach und auf eine junge Dame deutete, die unbemerkt von Robert vorbeigeschritten war.

»Da ist sie wieder!« sagte der kleine Mann, dessen bartloses, mit goldner Brille versehenes Antlitz würdevoll zwischen hohen und spitzen Vatermördern ruhte. »Wenn ich nur herausbekommen könnte, ob sie Geist hat oder nicht!«

Robert schaute nach der bezeichneten Dame, und das Blut stieg ihm ins Gesicht. Obwohl er von Hertha von Witten nur einen Teil des Profils sehen konnte, erkannte er sie auf der Stelle. Die Gräfin Meran hatte seit der ersten Begegnung mit Robert nie wieder der Dame erwähnt, von der sie Mitteilungen über ihn erhalten haben wollte. Robert hatte keine Frage gewagt, wohl aber vermutet, daß diese Dame niemand anders sein könne, als Hertha von Witten. Bis heute hatte er vergeblich erwartet, Hertha einmal bei der Gräfin zu treffen.

»Wieso?« fragte er zurück, »ich dächte, das wäre leicht zu erforschen.«

[42] »Es ist eine herrliche, klassisch schöne Erscheinung. Aber ich kann mit ihr in kein Gespräch kommen; ich argwöhne, sie ist adelstolz, und das ließe auf Dummheit schließen.«

Hertha wandte in diesem Augenblick den Kopf, ihr Blick begegnete dem Roberts. Bork verneigte sich, aber — galt es ihm

allein oder auch dem Professor, der sich beeilte, Hertha als Bekannte zu begrüßen — sie drehte sich mit auffällig schroffer Wendung wieder um, nachdem sie mit Neigung des Kopfes den Gruß erwidert hatte; einer Dame die Hand reichend, schien sie die Anrede des Professors überhören zu wollen. Robert hatte das Gefühl, als wolle sie ihm keine Gelegenheit bieten, sich ihr zu nahen, und sein Stolz sträubte sich dagegen, sie ahnen zu lassen, wie tief ihn das verwunde. Obwohl ihm die Gräfin Meran schon oft neckend vorgeworfen hatte, er überlasse es den älteren Herren, die jungen Damen ihrer Gesellschaft zu unterhalten, zeigte er sich nur galant, wo er es nicht vermeiden konnte. Jetzt war es ihm sehr willkommen, den Platz neben einer koketten Schönen frei zu finden, die bis dahin durch eine auffällig zur Schau getragene Bewunderung seiner Schriften einen fast abstoßenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er setzte sich zu ihr, und bald erglühte ihr Antlitz unter den Huldigungen des schönen Mannes, den man für gefeit gegen Frauenreize hielt. Da sah er plötzlich Herthas Augen auf sich gerichtet, es lag Befremden im Ausdruck ihrer Züge. Erregte es ihre Verwunderung, daß eine sehr hochgeborene Dame ihm, dem Plebejer, dem Demokraten, den sie einst wie einen Geächteten mit vornehmer Nichtachtung behandelt hatte, so ungeniertes Interesse entgegentrug?

Das Wort des Professors fiel ihm ein. War es nicht Wahnsinn, daß er das Bild dieses stolzen Mädchens im Allerheiligsten seines Herzens bewahrte, war es aber auch nicht erbärmlich, eine lüsterne Kokette zu bethören, nur um seiner Bitterkeit eine Befriedigung zu verschaffen? Schamerglüht über sich selber brach er sein Getändel ab. Wenige Minuten später, im Begriff, sich aus der Gesellschaft fortzustehlen, sah er plötzlich Hertha vor sich.

Er stutzte betroffen. Sie mochte ihm absichtlich nach[43]gegangen sein, um ihn zu stellen, es war kein zufälliges Zusammentreffen. Die hohe Gestalt in dem schlicht gefertigten, seidenen Gewande, fast ohne jeden andern Schmuck als den ihrer von der Natur verliehenen Schönheit, trat ihm in gebietender Hoheit entgegen, als wolle sie den Mann, der soeben noch von dem billigen Reize kokett verhüllter Formen bezaubert worden war, daran erinnern, daß sein Auge einst ihr gehuldigt habe.

Was konnte sie von ihm wollen, als ihn höchstens fühlen lassen, wie sie ihn nur als Gast dieses Hauses eines Blickes würdige! Sollte er sich zum Spielzeug der Macht entwürdigen, welche dieses

Mädchen bei ihrem ersten Zusammentreffen über ihn gewonnen hatte; mußte er nicht einen Zauberbann brechen, in dem ihn ein Weib gefangen hielt, das sich für ihn unnahbar dünkte?

Bemerkte, fühlte sie es, daß er ihr hätte ausweichen mögen? Sie redete ihn an.

»Ich freue mich, zu hören, daß es Ihnen wohl ergeht, Herr Bork!« sagte sie mit ruhiger Stimme, aber ihr Antlitz, das einen Augenblick, wie von einem Glutstrahle angehaucht, errötet war, wurde jetzt auffällig bleich. »Wir fuhren mit derselben Post nach Berlin. Sie sahen damals leidend aus!«

»Es kostet Kämpfe, mit Illusionen zu brechen; man fühlt sich glücklicher in ihnen, als wenn man sich von allen Träumen losgerissen hat!« antwortete er, jeden Satz düster betonend. »Sie werden das für Thorheit, wohl gar für Schwäche halten. Nicht jeder, dessen Lage sich verbessert, ist deshalb glücklicher zu nennen!«

»Ich verstehe Sie nicht. Ich höre, daß Ihre Bestrebungen, an denen Sie trotz einer bitteren Erfahrung festgehalten haben, mit Erfolg gekrönt worden sind.«

Die Worte klangen wie ein Vorwurf. Was hätte sie zu einem solchen berechtigen können, als die Ahnung, welches Sehnen ihr Bild in seine Brust gelegt! Was kümmerte sie sonst sein Treiben? Und sie wollte heucheln, daß sie seine Worte nicht verstehe, aus welchen die Klage seines Herzens klang. Sollte er ihr sein Inneres, alles, was sein Herz bewegte, offenbaren? Ja, es mußte klar [44] werden zwischen ihm und ihr, mochte sie ihn dann verspotten oder verächtlich einen Narren schelten!

»Ich sprach von Träumen, welche ein unvergeßlicher, überwältigender Eindruck dem Herzen schafft und mit denen das beste Stück von ihm verblutet,« erwiderte er, seinen Blick fest und tief in ihre Augen senkend. »Es klingt mir fast wie ein Hohn, daß Sie von meinem Wohlergehen sprechen, aber davon können Sie nichts wissen. Sie leben in glücklichem Frieden auf bewußter Höhe; es ist aber sehr gütig, daß Sie dem selbst von seinen Verwandten Geächteten ein herablassendes Wort der Teilnahme spenden.«

Es lag etwas in diesen Worten, was das Beben seiner Stimme, den Blick seines Auges nicht mißverstehen ließ. Er hatte der Bitterkeit seines Herzens Luft machen wollen und das mit einer Dreistigkeit gethan, die selbst ihrem Zorn zu trotzen bereit war. Seine Kühnheit hatte etwas Betäubendes für Hertha, das um so verwirrender wirkte, als sie eben gesehen hatte, wie er einer Dame huldigte, die freilich

in dem Rufe stand, gern Eroberungen zu machen. Aber gerade dieser Umstand hatte es ihr erleichtert, ihn anzureden. Mit einem Manne, der anderswo gefesselt war, konnte sie unbefangen ihre Bekanntschaft erneuern. Und er überfiel sie mit einem Ausbruch lange verhaltener, glühender Leidenschaft, um ihr gleichzeitig anzudeuten, er habe die Sehnsucht seines Herzens überwunden.

Er gestand ihr, daß er sie einst geliebt, aber, tief beleidigt, die Schwäche seines Herzens besiegt habe.

[45] »Ich bedaure, daß Ihr Argwohn in einer natürlichen Frage Hohn vermutet,« erwiderte sie, mit Mühe nach Fassung ringend. »Sie fällen damit selbst ein Urteil über die Illusionen, von denen Sie reden und die ich nicht kenne und auch nicht kennen mag.«

»Wenn im alten Rom eine Vestalin einem Verurteilten begegnete, war er begnadigt. Mir war es einst, als wäre mir einst auch eine solche Vestalin erschienen. Und ich sah sie wieder, sie aber wandte sich ab von mir, und nun fragt sie nach meinem Wohlergehen!«

Es steigerte die peinliche Verwirrung Herthas, daß sie sich von den Gästen der Gesellschaft beobachtet fühlte. Jeder mußte es sehen, wie es fieberhaft durch ihre Pulse trieb.

»Eine Vestalin hielt sich unnahbar,« versetzte sie, »ich wollte, ich hätte diese Rolle besser gespielt, wenn ich die Vestalin sein soll, von der Sie reden.« Damit wandte sie sich ab. Wer nicht in ihr Herz blicken konnte — und Robert vermochte nicht zu ahnen, wie es in demselben tobte und kämpfte der — mußte diese Bewegung für eine stolze Abfertigung halten. — — —

Am andern Morgen arbeitete Bork wie gewöhnlich in dem Zimmer, das ihm die Gräfin Meran zur Verfügung gestellt hatte. Es war ein kalter Wintertag. Die Sonne warf zitternd ihre matten Strahlen in das trauliche Gemach, der Kamin verbreitete eine behagliche Wärme. Wenn Bork heute auch ganz interessante Schriftstücke in dem Nachlasse des Ministers gefunden hatte, so war er doch nicht mit seiner ganzen Seele bei der Arbeit. Hin und wieder blickte er zerstreut auf das Treiben, das draußen auf der Straße herrschte. Eine auffällige Blässe bedeckte sein Antlitz.

Da trat plötzlich die Gräfin in das Zimmer.

»Ich muß Sie heute stören, lieber Herr Bork,« begann die Gräfin. »Was ist gestern zwischen Ihnen und dem Fräulein von Witten vorgefallen?

»Hat die Dame Beschwerde über mich geführt?« fragte Robert, und dunkle Röte überzog sein Antlitz.

»Nein, aber Ihr Ton verrät Bitterkeit, und daraus ersehe ich, daß ich mich nicht getäuscht habe. Hertha ver[46]ließ sehr erregt die Gesellschaft, und Sie waren auch plötzlich verschwunden.«

»Wenn Fräulein von Witten meinetwegen die Gesellschaft verlassen hat, so war das nicht nötig. Ich hatte mich früh entfernt und werde es künftig gewiß vermeiden, ihr wieder in den Weg zu treten.«

»Ei, ei! Herr Bork, Sie sind sehr gereizt!« rief die Gräfin, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte. »Was haben Sie da angerichtet?«

»Die Dame verschuldete es, wenn ich mich ausgesprochen habe, sie redete mich an. Ich bedaure es, wenn sie bei Ihnen Klage über meine Dreistigkeit geführt hat.«

»Sie sind völlig im Irrtume; Fräulein von Witten hat sich öfter mit Interesse nach Ihnen erkundigt. Ich bin überzeugt, sie kam gestern nur, weil ich sie wiederholt gefragt habe, weshalb sie es vermeide, Ihnen zu begegnen.«

»Das Fräulein wandte sich ab, als ich sie bei ihrem ersten Eintreten begrüßte,« versetzte Robert ablehnend.

»Weil Sie mit R… zusammenstanden. Der Professor ist ihr verhaßt. Im Vertrauen will ich Ihnen auch erzählen, weshalb. Trotz seiner Brille kann der Mann nicht sehen. Er treibt den Sinn für's Schöne so weit, daß er auf der Straße Jagd auf jedes weibliche Wesen macht, bei dem er besondere Reize zu entdecken glaubt. Der alte Herr ist bei dieser Liebhaberei einmal Hertha bis in ein Haus gefolgt, ohne zu ahnen, wen er auf's ästhetische Korn genommen hatte.«

Robert mußte lächeln. Aber — so dachte er — wenn Hertha dem Professor hätte ausweichen wollen, so konnte sie das auch auf eine Weise, die nicht gleichzeitig für ihn verletzend gewesen wäre. Und zu welchem andern Zwecke konnte Hertha die Gräfin Meran zu ihrer Vertrauten gemacht haben, als um ihn in die Lage zu bringen, entweder abzuleugnen oder einzugestehen, daß er sich eingebildet habe, in Beziehungen zu ihr zu stehen, welche die Kühnheit, eine Frage an ihr Herz zu richten, erklärlich machten. Das erstere erschien ihm unwürdig, das andere gab ihn dem Spotte preis. Durch die sehr offene Erklärung, daß Hertha früher mit Interesse nach ihm gefragt habe, wo dieses [47] Interesse haarscharf als eine herablassende Teilnahme, als ein kühles Wohlwollen gekennzeichnet war, wurde ihm der Vorwurf gemacht, dasselbe durch eitle Anmaßung verscherzt zu haben.

»Gnädige Gräfin,« nahm er von ungeduldiger Bitterkeit erregt, das Wort, »ich gestehe Ihnen das Recht zu, mich zur Rede zu stellen, wenn sich einer Ihrer Gäste durch mich beleidigt fühlt, und würde in diesem Falle für Ihre gütige Vermittelung dankbar sein. Aber wie ich jedermann den Stolz gönne, sich durch Geburt oder Rang in eine besondere Menschenklasse gestellt zu sehen, so erwarte ich auch die Achtung vor meinem Stolze. Wer mich seiner Person nicht gleichgestellt halten mag, lasse mich meine Wege gehen und fordere mich nicht heraus, meinen Standpunkt zu vertreten. Ich sehe in einer Unterhaltung nicht den Zweck, sich die Zeit durch bedeutungslose, dem Hörer angenehme Phrasen zu vertreiben, ich halte es auch für den Ausdruck gegenseitiger Nichtachtung, wenn man sich scheut, im Gespräche seine wahren Gedanken und Gefühle frei zum Austausch einander darzubieten. Auch einer Dame gegenüber werde ich mich nie zu einer Verleugnung oder Verheimlichung meiner Anschauungen aus Höflichkeit verstehen, und Fräulein von Witten könnte das auch nicht von mir erwarten.«

Die Erregung, mit welcher Bork diese Worte sprach, verriet, daß er von dem Argwohne, Hertha habe sich über seine Dreistigkeit beschwert, nicht abgehe und sich tief verletzt fühle.

»Ich wiederhole Ihnen,« nahm Edith das Wort, »daß Sie sich im Irrtum befinden, wenn Sie glauben, sich mir gegenüber rechtfertigen zu müssen. Fräulein von Witten wich jeder meiner Fragen, als sie die Gesellschaft plötzlich verließ, mit der Antwort aus, sie fühle sich nicht ganz wohl. Es war nur eine Vermutung, die mich verleitete, Sie zu befragen, ob zwischen Ihnen und der Dame etwas vorgefallen sei. Ich hatte vorher bemerkt, daß Hertha den Wunsch hegte, Sie zu sprechen, und daß sie die Gelegenheit dazu vergeblich suchte.«

Robert errötete heftig, er schaute unmutig, vorwurfs[48]voll auf, aber die Gräfin kam der bittern Entgegnung, die ihm auf den Lippen schwebte, zuvor.

»Ich sage Ihnen die Wahrheit,« rief sie, »ich will gestehen, daß ich mir eingebildet habe, der Wunsch Herthas, zwischen Ihnen und der Familie Bergmann eine Vermittlerin zu spielen, sei es nicht allein, was Herthas Interesse für Ihre Person erkläre. Es schien mir, als müsse es noch etwas anderes sein, was ihr besonderes Interesse für Sie erklärlich mache.«

»Frau Gräfin!« rief Bork, über und über errötend.

Edith lächelte; sie wäre kein Weib gewesen, wenn ihr Borks ganze

Haltung nicht verraten hätte, wie ihre Andeutung tausend Hoffnungstriebe in seiner Brust zum Leben erweckte. »Lassen Sie mich ausreden,« fuhr sie fort, »Sie sagten, im Gespräche dürfe man frei seine Gedanken äußern. Ich sprach von einer Vermutung, die ich hegte, die mir zur Last liegt, wenn ich mich getäuscht habe. Aber Hertha hat es mir gesagt, daß ihre Freundin, die jüngste Tochter des Stadtrats Bergmann, oft gefragt, ob Hertha Sie noch nicht bei mir getroffen. Alles, was Hertha mir von Ihnen erzählt hat, ehe ich Sie kennen lernte, weiß sie von Julie Bergmann.«

»Ich habe nicht die Ehre, die Familie des Herrn Stadtrat zu kennen, es ist mir aber überraschend, zu hören, daß Fräulein von Witten eine Freundin in bürgerlichen Kreisen gefunden hat.«

»Diese Äußerung beweist, wie wenig richtig Sie Hertha Witten beurteilen. Übrigens glaube ich, daß der Bruder Herthas sich um die Hand der Tochter des Stadtrates bewirbt.«

Die Augen der Gräfin waren bei diesen Worten forschend auf Bork geheftet, die Dame hatte jedenfalls ein sehr lebhaftes Interesse, die Herzensgeheimnisse ihrer Bekannten genau zu studieren. »Der Stadtrat ist ein sehr reicher Mann,« versetzte Robert, »aber wenn der jungen Dame nicht allein daran gelegen ist, eine vornehme Partie zu schließen, so wäre ihr ein anderer Bewerber zu wünschen.«

»Es ist ein liebes, gutes Mädchen!« rief Edith. »Was haben Sie gegen Georg Witten? Hertha sagte mir, Sie [49] wären früher mit ihrem Bruder bekannt, ja befreundet gewesen. Es sind wohl allein Rücksichten auf seine Stellung im Offizierkorps, welche Georg Witten abhalten, seine früheren Beziehungen mit jemandem zu erneuern, der ein Gegner der Regierung ist.«

»Ich verarge ihm das am wenigsten,« rief Bork erregt.

»Wissen Sie Schlimmes von ihm? Ist er leichtsinnig?«

»Der Jugend verzeiht man den leichten Sinn; ich würde mir ein absprechendes Urteil nicht erlaubt haben, wenn Sie nicht angedeutet hätten, daß Georg von Witten darnach strebe, sich die Neigung eines reinen Wesens zu erobern. Doch ich glaube kaum, daß die Tochter des Herrn Bergmann auf meinen Rat etwas geben würde.«

»Und wenn es nun den Stadtrat gereut, Ihnen nicht die Hand geboten zu haben, wenn ich Ihnen nun sage, daß ihm die Seinigen jetzt darüber bittere Vorwürfe machen?«

»Er bot mir Geld, ich dankte, und so waren wir beide mit

einander fertig.«

»Unbiegsam wie Eisen!« murmelte die Gräfin, und sie schaute Robert an, als beklage sie heute mehr denn je, nicht mehr den Reiz und das Recht zu besitzen, dem Herzen einen Traum zu gönnen.

[50]

5. Kapitel.

Trübe Wolken.

Der Frühling des Jahres 1848 hatte zeitiger gewöhnlich seinen Einzug gehalten. Niemand ahnte, was er bringen sollte, denn die Sonne schien so heiter und warm vom Himmel herab, als wolle sie Frühlingsfreude und Frohsinn in den Herzen der Menschen erwecken und die Armut zum Lächeln bringen, indem sie ihr einige Monate von der Wintersorge strich. Der Februar kokettierte mit Maitagen, der Winterpelz wurde bei seite gelegt, und vor den Thoren wurde es lebendig.

Die Kunde von dem Ausbruche einer Revolution in Paris hatte alle Gemüter fieberhaft erregt, und es wäre besser gewesen, wenn man die Zeitungsberichte darüber in der Stube, statt im Freien gelesen hätte. Kälte und Regenwolken sind die besten Bundesgenossen der Polizei, aber ein so unvorschriftsmäßiger Frühling konnte nicht ohne üble Folgen bleiben. Der »Bürgerkönig« war aus Paris geflüchtet, die »Dynastie mit dem Regenschirm« (so bezeichnete der Volkswitz das Regiment Louis Philipps) war gestürzt. Man hatte das Wort Freiheit kaum aussprechen dürfen, und wie Sturmgebraus tönte es von Westen herüber, daß empörter Volkswille sich wieder eine Gasse gebrochen habe. Es war, als gehe ein fremdartiger Pulsschlag auch durch das Herz der Mark. Die einen hielten es noch für Spuk, die anderen für krankhaft, was den Menschen andere Gesichter, der ruhigen Stadt einen sonderbar erregten Charakter gab, als sei eine Hoffnung erwacht und ein neues Pfingsten gekommen. Alles tummelte sich vor den Thoren, und die Schankwirte thaten ihr Mögliches, um die Köpfe noch mehr zu erhitzen, und unter der durch seltsame Neuigkeiten, [51] Bier und Frühlingslust aufgeheiterten und aufgeregten Menge fanden sich sehr bald Leute, die eine so günstige Meinung des Volkes für ihre aufrührerischen Zwecke benutzten. Die Menschen redeten, als ob feurige Zungen vom Himmel herabgefallen wären. Es tauchten Gestalten auf mit verpönten Calabreserhüten oder polnischen Mützen und trotzigen Mienen, als wären die Gendarmen, welche

damals sogar auf Leute fahndeten, die auf der Straße heimlich eine Cigarre rauchten, für sie nicht mehr da; man politisierte auf freien Plätzen und hielt Ansprachen an das »Volk«, als existiere keine hohe Obrigkeit mehr, den beschränkten Unterthanenverstand vor Extravaganzen zu schützen.

Die Leute sahen einander an, als könnten sie sich immer noch nicht recht darein finden, daß das Unglaubliche wahr sei. Aber so wunderbar es auch klang, so polizeiwidrig es auch war: Das fast Unmögliche war keine Lüge, kein Hirngespinnst. — Die Glocke der Weltgeschichte hatte wieder einen Ton von sich gegeben und Madame Europa die Handarbeit vor Schreck fallen lassen.

Wie von Anfang an zu erwarten war, wirkte die Revolution in Paris auch in Deutschland ansteckend; es lag hier eine Menge Zündstoff angehäuft. Das Volk war unzufrieden. Die Versprechungen, welche man ihm in der Zeit der Franzosennot gemacht hatte, um es unter die Fahnen zu bringen, waren nicht gehalten worden; die Kabinettspolitik setzte seine wirklichen Interessen beiseite, und es ward jetzt mehr denn je durch die Polizei und Bureaukratie einer unwürdigen Bevormundung unterworfen.

An der Ecke der Friedrichstraße, in der Prunkstraße des alten Berlin, Unter den Linden, befindet sich die Kranzlersche Konditorei. Damals brüstete sich hier das blasierte Junkertum, und besonders liebten es junge Offiziere, die Beine von der Estrade bis auf das Trottoir zu strecken, den Kneifer im Auge, die Vorübergehenden peinlich zu mustern. Der Haß gegen das bevorzugte Militär, welches obendrein Polizeidienste verrichtete und die Verhaftungen auf der Straße besorgte, wurde durch den Übermut dieser [52] jungen Leute täglich gereizt; man sah in der Armee nur die Stütze des Absolutismus, eine kostspielige Paradetruppe, welche 1806 geschlagen worden war und die Befreiung vom Franzosenjoche der Landwehr überlassen hatte. Eine Reibung mit dem Militär war der bequemste Ausdruck der Opposition gegen die Regierung.

Bork hatte längst eine andere Wohnung bezogen, aber er war vor der Frau Schulz gerechtfertigt worden, es herrschte düsterer Gram im Hause des Schuhmachers; der Meister Schulz hatte sein einziges Kind verstoßen, weil sie Schande über ihn gebracht hatte.

Vor der Thür der Kranzlerschen Konditorei befand sich sitzend und auf dem Trottoir stehend eine Gruppe von Offizieren, welche den Vorübergehenden den Weg versperrten. Robert Bork kam um die Ecke der Friedrichstraße und stolperte über den Säbel eines

Kavallerie-Offiziers. Es erfolgte von Seiten des letzteren keine Bitte um Entschuldigung, dagegen stieß ein Infanterie-Leutnant, den Robert beim Taumeln unsanft berührte, das Wort »Lümmel« aus. Es war Georg von Witten, der Bork erst in dem Augenblicke erkannte, als er ihn auch schon beschimpft hatte.

»Sie sehen, daß ich Sie nicht absichtlich gestoßen habe,« rief Bork, »Sie werden den Ausdruck zurücknehmen, Herr von Witten.«

Es flammte tödlicher Haß in den Augen Georgs, dessen Antlitz sich hoch gerötet hatte.

»Ich verbitte mir diesen Ton,« entgegnete er. »Gehen Sie Ihrer Wege.«

»Ihr Betragen ist noch unwürdiger, als die Unsitte, die öffentliche Passage zu versperren,« gab Robert zurück, als Witten ihm vornehm den Rücken wandte und den Arm eines Offiziers ergriff.

»Bravo!« ertönte es aus der Menge, die sich augenblicklich versammelt hatte, als man den Streit zwischen einem Civilisten und einem Offizier bemerkte. Es gab dies erwünschten Anlaß, durch Beifallsbezeugung und Anteilnahme die Stimmung, die gegen das Militär herrschte, zum Ausdruck zu bringen.

[53] Es war den Offizieren mit Rücksicht auf die erregte Stimmung in Berlin strenger Befehl gegeben worden, jede Reibung mit den Civilisten zu vermeiden. Als Georg von Witten aber Borks Zurechtweisung hörte, konnte er sich nicht mehr halten, seinen lange verhaltenen Groll losbrechen zu lassen; er glaubte um so mehr im Rechte zu sein, als er in der Berührung, die er durch den Stoß erfahren hatte, eine thätliche Beleidigung, eine Beschimpfung seines Waffenrockes sah. Er riß sich los und war im Begriff den Degen zu ziehen. Ein älterer Offizier, der die Besonnenheit nicht verlor, hielt ihn jedoch ab, von der Waffe Gebrauch zu machen. Derselbe forderte den Namen Roberts zu wissen. Ein Gendarm, der sich in der Nähe befand, zwang die Menge, welche in derben Ausdrücken gegen den Offizier Partei nahm, auseinanderzugehen.

»Mein Name ist Robert Bork,« entgegnete Robert dem Ulanenoffizier. »Ich überlasse es dem Urteile aller Zeugen dieser Scene, ob Sie und Herr von Witten kavaliermäßig gehandelt haben.«

»Die Herren werden ihre Kartellträger Ihnen zusenden, um die Sache zu ordnen,« erwiderte der Offizier, welcher die Vermittlerrolle übernommen hatte, »vermeiden wir weiteres Aufsehen.«

»Ich erwarte Entschuldigungen und werde dann mein Urteil

mildern,« lautete die mit Festigkeit gegebene Antwort Roberts.

»Er ist feige,« rief Georg. »Mit der Reitpeitsche werde ich ihn züchtigen, wo ich ihn treffe, wenn er sich nicht schlägt.«

Ein hochgestellter Offizier kam des Weges, die Menge drängte wieder heran, drohend und tobend, obwohl der Gendarm Hilfe erhalten hatte. Der General befahl dem Offizier, sich zurückzuziehen, dem Gendarm aber gebot er, die Rädelsführer zu verhaften. Man arretierte Robert und brachte ihn zur Wache. Dort wurde er freigelassen, nachdem er sich legitimiert hatte.

Am folgenden Morgen erhielt er den Besuch zweier Offiziere. Der erste kam im Auftrage des Ulanen, er brachte Entschuldigungen und verließ Bork befriedigt von [54] dessen Erklärungen. Der zweite, ein Herr von Ramm, war von Witten entsendet worden. Er überbrachte Bork die Forderung Georgs auf Pistolen.

»Ich duelliere mich nicht,« erklärte Bork, »am wenigsten mit Herrn von Witten. Es ist mir gleichgültig, ob Herr von Witten das als Feigheit auslegt oder nicht.«

Der Offizier, dessen Persönlichkeit einen ruhigen, charakterfesten, sehr angenehmen Eindruck machte, schien diese Antwort erwartet zu haben.

»Herr Bork,« erwiderte er, »es gehört oft mehr Mut dazu, ein Duell zu verweigern, als es auszufechten. Ich nehme an, daß Ihre Grundsätze ehrenwert sind, aber in diesem Falle vernichten Sie durch Ihre Weigerung die Karriere eines jungen Mannes; Witten muß den Offizierstand verlassen, wenn er nicht Genugthuung für eine öffentliche Beschimpfung erhält, die er leider provoziert hat.«

»Ich werde meine Worte zurücknehmen, sobald er mir das möglich macht.«

»Er vermag damit nicht, auch wenn er es wollte, die Gesetze der Standesehre zu befriedigen. Sie sind sein persönlicher Feind, alter Haß gegen Sie hat ihn zu seinem leidenschaftlichen Auftreten verleitet, welches bei einer ehrengerichtlichen Untersuchung ihn der Verurteilung aussetzt. Durch ein Duell geht er derselben aus dem Wege.«

»Ich bin niemals der Feind des Herrn von Witten gewesen; ich wüßte keine Ursache, die ich ihm gegeben hätte, mich zu hassen.«

»Durch Ihre Schuld hat nicht nur der General von [55] Witten sein Urteil über eine Liaison seines Sohnes, die für meinen Kameraden ein äußerst peinliches Nachspiel haben wird, sehr hart gestaltet, es hat aber auch der Vater einer Dame, der mein Freund nahe getreten

war, Kenntnis davon erhalten.«

»Witten hat ein unschuldiges Mädchen verführt und für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht. Es war Pflicht, eine Dame zu warnen, der er gleichzeitig huldigte.«

»Er glaubt, daß persönlicher Haß oder Neid Sie dazu veranlaßte, seine Handlungsweise schwärzer darzustellen, als sie es in Wahrheit ist; er argwöhnt, daß Sie sich zu diesem Zwecke in Kreise gedrängt haben, in denen seine Schwester verkehrt. Alle diese delikaten Umstände lassen sich nicht gut erörtern, sie hindern Witten, ein entgegenkommendes Wort zu sprechen; er fordert Sie zum Duell und sieht sich in der Lage, Sie selbst durch thätliche Injurie zu einem solchen zu zwingen, wenn Sie den Kampf verweigern.«

»Ich schlage mich nicht mit ihm,« lautete die feste Erklärung Roberts nach kurzer Überlegung. »Ich verschulde es nicht, wenn er sich in eine kritische Lage gebracht hat, gebe mich aber auch nicht dazu preis, den äußern Schein seiner Ehre zu retten.«

»Ist das Ihr letztes Wort?« fragte Ramm, sich erhebend.

»Es ist mein letztes in dieser Sache.«

Der Offizier verneigte sich kalt-höflich und verließ das Gemach. —

Wir lassen einige Tage vorübergehen und führen den Leser in die Wohnung des Generals von Witten.

Das Gemach, in welchem wir Hertha finden, ist die sogenannte Wohnstube. Es ist einfach möbliert; ein großes Sofa nimmt die Hauptwand beinahe vollständig ein; es stammt, wie die meisten Möbel und Luxusgegenstände, welche als Zierde des Zimmers dienen, noch von der Ausstattung der Mutter Herthas her und vermag von vielen weiten Reisen und fremden Orten zu erzählen. In der einen Ecke befindet sich der Pfeifentisch des Generals mit den Rauchutensilien, in der andern eine Servante, hinter deren [56] Glasscheiben man allerlei altmodische Tassen, Gläser, Porzellanraritäten und Ehrengeschenke erblickt, die der General einst erhalten hat. Die Wandflächen zeigen auf hellfarbiger Tapete in hölzernen, braun lackierten oder vergoldeten Rahmen, hier die Porträts einiger verstorbener Familienmitglieder, dort die Bilder preußischer Könige, berühmter Generale, meist in Lithographie- oder Kupferdruck. Der Sofatisch ist mit einer von Hertha gehäkelten Decke geschmückt, auch der Lehnsessel des Generals und die Sofakissen sind mit ähnlichen Arbeiten überzogen. Auf einem Glasschranke, welcher eine kleine Bibliothek enthält, steht eine

große Stutzuhr aus dem vorigen Jahrhundert, daneben von Schokolade die Büsten des jetzigen und des verstorbenen Königs; es waren dies Weihnachtsgeschenke Herthas, die der Patriotismus ihres Vaters vor anderer Verwendung bewahrt hat.

Die Stube macht den Eindruck wohnlicher Gemütlichkeit; man sieht, daß hier ein alter, anspruchsloser Soldat sich behaglich in der Pflege seiner Tochter, im Anblicke der Könige und Heerführer seines Vaterlandes für die letzten Tage seines Lebens zur Ruhe gesetzt hat, bis er zum letzten Appell gerufen wird. Auf einem breiten, mit einem verschossenen Teppiche belegten sogenannten Fenstertritte steht der Nähtisch Herthas; in einem Sessel vor dem letzteren ruht die anmutige Gestalt des jungen Mädchens. Die Arbeit ist ihrer Hand entfallen, das Auge Herthas blickt hinab auf die Straße. Die Unruhe, mit der sie jemanden erwartet, stört sie bei jedem [57] Geräusch aus ihren Gedanken und Träumen auf, bei denen sie die Arbeit vergessen hat.

Und sie hat hier so oft in sich versunken gesessen, seit sie Robert Bork im Salon der Gräfin wieder begegnet war. An jenem Abend ist sie sich eines Gefühls klar geworden, das sie bis dahin wie ein Rätsel in der Brust getragen hatte. War es Teilnahme für einen Unglücklichen, daß sie den Staatsgefangenen nicht zu vergessen vermochte, obwohl er ein Hochverräter war? War es seine Andeutung, daß er schuldlos an dem Vorwurf sei, ihren Bruder verführt zu haben, was sie sich immer wieder mit ihm beschäftigen ließ, obwohl oder vielmehr weil Georg ihre Fragen deshalb ausweichend beantwortet hatte? Sie war früher nie dabei errötet, wenn sie sich bei dem Interesse für einen Mann ertappt hatte, der ihr unendlich fern stand, obwohl sein Andenken lebendig im Buche ihrer Erinnerungen geblieben war. Und selbst als Edith Meran von ihm erzählte, daß er sogar vom Könige als ein bedeutender Mensch bezeichnet worden sei, hatte Hertha sich nur freuen können, ihn vom Kampfe mit der Not befreit zu sehen. Es erschien ihr natürlich, daß ihr Interesse sich steigerte.

Da sah sie ihn im Salon der Gräfin. Eine vornehme Dame schien stolz auf die Huldigungen dieses Mannes zu sein, eines Mannes von bürgerlicher Geburt, der auf der Festung als Gefangener gewesen war; aber auch Würdenträger des Staates und die berühmtesten Vertreter der Wissenschaft nahmen keinen Anstand, mit ihm wie mit einem Gleichberechtigten zu verkehren. Bork war im Salon nicht nur geduldet, sondern sogar gefeiert. Treue und Gehorsam

gegen den König gehörten zur Religion ihres Vaters, und in dem Abscheu gegen den Geist, der in der ersten französischen Revolution Altar und Thron gestürzt hatte, war sie erzogen worden. Die Demagogen waren für sie nichts Besseres als Verbrecher, und wenn der König noch nicht mit eiserner Strenge gegen die hochverräterischen Bestrebungen verfuhr, so ward ihm das von ihrem Vater als eine Schwäche seines milden Herzens, als Verblendung ausgelegt.

Und ihr Herz schlug für einen solchen Menschen, der die giftige Saat ausstreute! War sie selber aller Scham [58] und allen Ehrgefühls bar, oder hatte auch sie in Verblendung gelebt? War eine neue Zeit mit anderem Glauben, anderen Grundsätzen von heiligem Recht und heiligen Pflichten um sie her aufgeblüht, wie ja so vieles in den letzten Jahren geschehen war, was die Gestalt und Ordnung der Welt zu verändern drohte?

Man hatte Fabriken errichtet, dem Arbeiter das Brot zu nehmen, die armen Weber in Schlesien dem Elend preisgegeben, man baute Maschinen, die Menschenkraft zu ersetzen, legte Eisenschienen und fuhr mit Dampfwagen, zog den Blitz vom Himmel in gespannte Drähte und zwang der Sonne Licht, die Bilder von Menschen auf Platten wiederzugeben! Und war es ein Wunder, daß diese Menschen, welche kühn genug waren, die geheimen Kräfte der Natur ergründen und in ihre Dienste zwingen zu wollen, sich auflehnten gegen die Obrigkeit, daß sie forderten, sich selber ihre Gesetze zu machen?

Die Beziehungen zur Familie des Stadtrats hatten sich für Hertha schon seit langer Zeit verändert. Die Spannung zwischen Bergmann und seinem Schwiegersohne hatte einen hohen Grad erreicht, und wenn Hertha es dem Stadtrat auch nicht verargen konnte, daß derselbe müde wurde, die Schulden Asten's zu bezahlen, so verletzte es sie, daß er in ihrer Gegenwart mit Vorliebe über die Bevorzugung und die Vorrechte der Soldateska räsonnierte, und in heftigen Ausdrücken, als er auch bei dem letzten Ordensfeste leer ausgegangen war, die mißvergnügte Stimmung des Volkes als berechtigt erklärte. Hertha sah Julie selten, die Freundin schien es vermeiden zu wollen, bei ihr mit Georg zusammenzutreffen, und das war Hertha, wie sehr sie auch den Verkehr mit Julie vermißte, doch beinahe lieb. Es hatte eine sehr ernste und heftige Scene zwischen dem General und seinem Sohne stattgefunden. Der Schuhmacher Schulz hatte sowohl beim Regimentskommando wie

beim Vater Georgs gegen den Verführer seiner Tochter Klage erhoben. Er hatte sich auf das Zeugnis Roberts berufen, daß Georg dem unschuldigen Mädchen seit langer Zeit nachgestellt habe.

Von der Gräfin Meran erfuhr Hertha, wie Robert [59] sich über Georg geäußert hatte. Aber ihr Bruder behauptete, es sei alles Lüge, Robert habe in seiner Rachsucht den Meister aufgestachelt, klagbar gegen ihn zu werden, das Mädchen habe nicht nur mit ihm, sondern auch noch mit mehreren seiner Kameraden zärtliche Beziehungen unterhalten.

Der General ist heute zum Regimentskommandeur Georgs gegangen, um mit demselben über seinen Sohn zu sprechen. In banger Unruhe erwartet Hertha seine Rückkehr.

Der General kommt über die Straße. Hertha kann es vom Fenster aus sehen, daß sein Antlitz hoch gerötet ist, er schreitet rasch, er ist von Leidenschaft erregt.

Mit bange pochendem Herzen eilt sie dem Vater entgegen. Er spricht kein Wort, sein Auge ist von trüber Sorge verschleiert und starrt düster vor sich hin.

»Rede, mein Vater!« fleht sie mit bebender Stimme.

Der alte Herr sinkt in einen Sessel, er ist körperlich erschöpft, er trocknet sich die heiße Stirn, und ein Stöhnen dringt aus seiner Brust.

»Der Herrgott legt seine Hände schwer auf uns,« tönt es endlich von seinen Lippen. »Ich war so glücklich, den Jungen im Ehrenrocke des Königs zu sehen. Wenn er ihn ausziehen müßte, ich überlebte es nicht!«

»Barmherziger Gott! Georg — hätte er ehrlos gehandelt, der Unselige — —«

»Ich weiß es nicht. Die Untersuchung wird es aber ergeben. Die Geschichte mit dem Mädchen ist es jedoch nicht, die ihm den Hals bricht. Er ist öffentlich beschimpft worden, und da muß er den Rock ausziehen, wenn sein Gegner sich nicht mit ihm schlägt. Und sein Gegner ist jener Mensch, der ihn in Königsberg verführt hat, er hält sich an mein Fleisch und Blut dafür, daß ich ihm, wie es meine Pflicht war, seine Schande vorgehalten habe. —«

»Bork?!« schrie Hertha auf, und es klang, als klirre eine zersprungene Saite in ihrer Brust.

Der General nickte bejahend.

»Der Mensch, der auf der Festung gesessen hat und jetzt wieder an der Spitze der Aufsässigen steht, geriet mit Offizieren in

Kollision; er stolperte über den Säbel eines Ulanen, und diesem hat er Entschuldigungen sagen lassen. [60] Meinem Sohne verweigert er aber Genugthuung. Er ist zu feige, sich zu schlagen; er weiß, daß er Georgs Karriere durch diese Verweigerung vernichtet. Georg hätte ihn auf frischer That niederstoßen müssen, er hat das aber versäumt.«

Herthas Antlitz war bleich wie der Tod. Es schien jetzt erwiesen zu sein, daß Robert an ihrem Bruder Rache nahm. Wollte er sie demütigen, dachte er so infam, den Stolz derjenigen, die auf ihn herabgesehen hatte, durch so erbärmliche Waffen zu brechen?

»Es ist nicht möglich!« stöhnte sie. »Es kann meinen Bruder nicht entehren, wenn ihn ein Feiger angetastet hat!«

»Er hätte sich vorsehen müssen. Der Pöbel schützte den Mann, und der Prinz von Preußen hat strengen Befehl gegeben, Reibungen mit dem Volke zu vermeiden. Sobald die Ruhe und Ordnung in der Stadt hergestellt ist, wird der Oberst das Ehrengericht zusammentreten lassen. Es ist sehr ungünstig für Georg, daß sein Gegner gerade der Mensch ist, den der Schuhmacher als Zeugen gegen ihn aufgerufen hat, und wer weiß, was dieser Bork noch über die alten Königsberger Geschichten aussagen wird! Ich bin auf das Schlimmste gefaßt.«

Es schien, als schrie der Blick Herthas gen Himmel in Bitterkeit, Empörung und Schmerz, die Hand preßte sich krampfhaft aufs Herz.

Einige Stunden später und Georg kam zu den Seinigen. Er war erregt, aber keineswegs niedergeschlagen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, als der Vater seinen Gruß mit finsterer Miene zurückwies.

»Georg,« sagte der General, und die Locken an seinen Schläfen schienen bleicher, das Antlitz altersgrauer geworden zu sein, »du bist mein einziger Sohn, du warst die Hoffnung meines Alters. Aber zuerst mache deine Ehre von jedem Flecken rein, ehe ich deine Hand wieder berühre!«

Damit wollte der alte Herr das Gemach verlassen.

»Du bist härter als mein Oberst, Vater,« entgegnete der Sohn. »Die Truppen erwarten jeden Augenblick den Befehl, gegen die Meuterer einzuschreiten, die sich überall zusammenrotten, und Bork soll Reden an den Pöbel halten. Ich werde meinen Feind schon zu treffen wissen.«

[61] »Bube!« donnerte der General. »Reinigt es deine Ehre, wenn er als Hochverräter erschossen wird, willst du etwa im königlichen

Dienste Privatrache üben? Bist du schuldlos, so muß das Ehrengericht dich freisprechen und ihn als Lügner und frechen Angreifer brandmarken; mag dann eine Versäumnis, richtig gehandelt zu haben, dich deine Karriere kosten, ich werde es dir verzeihen. Bist du aber schuldig, so habe den Mut, es zu gestehen — man wird Nachsicht mit deiner Jugend haben — ich werde abwarten, was das Ehrengericht über dich verhängt.«

Der alte Herr zitterte vor Erregung, er ließ sich von Hertha hinausführen.

»Du hättest nicht kommen dürfen,« sagte Hertha, als sie zu Georg zurückkehrte, nachdem sie ihren Vater ein wenig beruhigt hatte, »dein Oberst zweifelt auch daran, daß du in allem die Wahrheit gesagt hast.« »Bork hat mich überall verleumdet, auch dem Stadtrate müssen seine Lügen zu Ohren gekommen sein; man empfängt mich nicht mehr. Eben, als ich unten vorsprach, hieß es, es sei niemand zu Hause, und ich hörte Juliens Stimme, ehe man öffnete.«

»Du hast mir nie sagen wollen, woher dieser plötzliche Haß Borks gegen dich entstanden ist; es ist das um so unverständlicher, als ihr doch früher Freunde gewesen seid.«

»Es muß der Neid sein, daß ich in dem Hause Bergmanns verkehre, wo man ihm die Thüre gewiesen hat. Vielleicht glaubt er auch, ich trage die Schuld daran.«

»Sei ehrlich zu mir, Georg! Ist es eine Lüge, daß du seine Wirtstochter auf dem Gewissen hast?«

Georg errötete heftig. »Bork ist die Ursache,« antwortete er, »daß ich als der Schuldige gelte. Das Mädchen war immer lüderlich. Bork muß es ausspioniert haben, daß ich auch mit ihr getändelt habe. Er klatschte es den Eltern, nannte mich den Verführer, und da hat sie es auf mir sitzen lassen, was auch andere verschuldet haben. Mich allein hat der Schuhmacher verklagt und sich auf Bork als Zeugen berufen.«

»Und wie bist du mit Bork bei Kranzler zusammengeraten?«

[62] Georg schilderte den Vorfall, aber wie er seine Darstellung auch günstig für sich färbte, er konnte nicht leugnen, daß seine Erbitterung gegen Bork ihn verleitet hatte, der Leidenschaft zu folgen. »Aber du trägst die Schuld,« schloß er, »daß mir das Blut so wild kochte. Warum gingst du zur Gräfin Meran, wo du ihm begegnen mußtest!«

»Ich die Schuld?« rief Hertha bebend. »Was soll das?« —

»Die Kameraden neckten mich bei Kranzler. Man hatte schon oft davon gesprochen, daß jetzt ein Demagoge der Protegé der Gräfin sei, man wollte sogar wissen, daß zwischen dir und Bork dort etwas vorgefallen sei. Es hat Aufsehen erregt, daß du ihn angeredet und dann bald nach ihm die Gesellschaft verlassen hast. Ich bestritt, daß du mit einem Demagogen — aber, was ist dir — du zitterst — ist dir nicht wohl?« Hertha war bleich und wieder rot geworden.

»Es geht vorüber,« sprach sie mit gepreßter Stimme.

»Sage mir, Georg,« begann Hertha nach einer Pause, in der sie nach Fassung gerungen hatte, und ihr Auge schien sich tiefer in das seine versenken zu wollen, »aber sei aufrichtig, sage mir, glaubst du, daß Bork das Duell mit dir aus Feigheit verweigert?«

»Nein. Er war in Königsberg als guter Schläger unter den Studenten bekannt, obwohl er die Universität schon lange verlassen hatte. Ich bin überzeugt, er will mir nur die Karriere verderben.«

»Und wenn es anders wäre! Wenn er sich mit dir nicht schlagen wollte, weil — weil du einst sein Freund warst?«

Das Blut stieg dem jungen Manne bis in die Stirn hinauf. Es lag etwas in Herthas Blick und Ton, was ihn Scham darüber empfinden ließ, daß er ein sehr ernstes Thema in so frivoler Weise behandelte. Er sah, daß er einen leichtfertigen Ton angeschlagen hatte, um seine innersten Gefühle zu verbergen. Es war doch noch ein edler Kern in ihm.

»Es mag sein,« versetzte er, den Blick zu Boden werfend, »daß Bork so denkt, aber er thut mir damit das [63] Ärgste an. Mein Kartellträger sagte es ihm, daß ich meine Entlassung aus dem Offizierstande erhalten würde, wenn ich keine Genugthuung erzwänge. Bork verlangt Abbitte, aber wie die Sache steht, würde ein Entgegenkommen von mir meine Stellung im Offizierkorps unmöglich machen. Bork scheint es nicht einsehen oder anerkennen zu wollen, daß der Offizier in seiner bevorzugten Stellung anderen Gesetzen und Anschauungen unterworfen ist, als der Student. Weil ich, seit ich Königsberg verlassen habe und Soldat geworden bin, jede Beziehung mit ihm abgebrochen, weil ich der Regierung diene, die ihn verurteilt hat, betrachtet er mich als Renegaten, den er seinen Groll fühlen lassen will. Es mußte mich gegen ihn reizen, daß er mir aus dem Getändel mit einem Mädchen ein Verbrechen macht und darüber zu aller Welt gesprochen hat, daß er sich in Gesellschaften drängt, in denen du verkehrst. Ist es wahr, daß du mit der Baronin gewetteifert hast, ihm Komplimente zu machen,

daß du eifersüchtig auf die Huldigungen gewesen bist, die er jener erwiesen hat?«

»Wer sagt das?« rief Hertha, in Scham und Empörung erglühend.

»Man erzählt's, ich mußte es aus den Neckereien erraten. Es fällt auf, daß Bork in den Soireen der Gräfin Meran eine Rolle spielt, die Baronin * fragte mich in der Hofgesellschaft, wo du Bork kennen gelernt hättest, sie wollte wissen, ob er in unserm Hause verkehrt.«

Ganz ebenso, wie die Gräfin Meran die Worte Borks über Georg Witten weitergetragen, hatte die Klatschsucht auch daraus Kapital geschlagen, daß Bork und Hertha nach einem Rencontre, beide in merkbarer Erregung, die Salons verlassen hatten.

Es tobte wild in der Brust Herthas. Sie vermochte das Gespräch nicht weiter zu führen, und doch brannte eine Frage auf ihrer Seele, die ihr das Blut fieberhaft durch die Adern trieb. Ehe ihr Bruder sie verließ, ergriff sie seine Hand. »Sage mir eins, Georg« bat sie, und es erklang bebend in furchtbarer Erregung aus ihrer Brust. »Glaubst du, daß Bork Anlaß zum Gerede über mich gegeben hat? Sei ehrlich. Er war dein Freund. Hältst [64] du ihn für einen Elenden? Bei deiner Ehre sage mir die Wahrheit! Forsche nicht danach, weshalb ich die Frage stelle. Es liegt ein Abgrund zwischen mir und dem Manne, aber ich will die Wahrheit wissen. Ich würde dich verachten, wenn du mich täuschtest.«

»Ich halte ihn keiner Schlechtigkeit fähig,« lautete die Antwort Georgs. »Ich wollte, er stellte sich mir, ich würde, bei Gott, die Pistole nicht gegen ihn richten, sondern in die Luft schießen. Nun weißt du alles. Ich verdiene es, daß er mir grollt, aber ich bin Offizier. Ich durfte ihn nicht aufsuchen. Er scheint nicht zu begreifen, daß Standesrücksichten —«

»Georg!« rief Hertha, ihm entgegentretend, und auf ihrer todesbleichen Stirn perlte kalter Schweiß, ein Schauer durchrieselte ihre Glieder. »Ich danke dir, Georg!«

Andern Tags erhielt Robert Bork folgendes Billet durch die Post:

»Sie sagten mir einst, ich solle meinen Bruder fragen, ob Sie ihn verleitet, Sie hätten sich in Königsberg nicht verteidigen mögen.

Mein Bruder hat mir niemals darüber volle Auskunft gegeben, und es kämpfte der Zweifel in meiner Brust, ob ein Mann, der nach allen mir heiligen Anschauungen verdammenswert ist in seinem politischen Streben, nicht als Charakter, als Mensch höhere Achtung verdiene, als mein Bruder.

Sie sagten mir neulich, ich stände Ihnen gegenüber auf bewußter Höhe. Daß ich nicht hochmütig bin, beweist dieser Schritt, den ich thue. Ich richte an Sie die Frage, ob ich in Ihnen den Mann sehen soll, der aus Bitterkeit, Groll oder weil seine Grundsätze es anders wollen, einen jungen Menschen, der sich in der Leidenschaft an Ihnen vergangen hat, verderben will. Mein alter Vater würde einen verlorenen Sohn beweinen. Man sagt mir, daß es nach den Standesgesetzen schon genügt, wenn der Gegner des Beleidigten sich auf dem Kampfplatze stellt. Mehr wäre zu viel; ich will nicht, daß Sie das Opfer, sich einer Gefahr auszusetzen, einer Dame bringen, die schon erröten muß, eine Bitte an Sie zu richten.

Möge nun Ihre Entscheidung ausfallen, wie sie wolle, [65] ich werde es nicht bereuen, mich vertrauensvoll an Sie gewendet zu haben, wenn Sie mir die Beschämung ersparen, einer persönlichen Wiederbegegnung mit Ihnen nicht ausweichen zu können.

Hertha von Witten.«

Die Handschrift dieser Zeilen verriet es nicht, was in der Brust Herthas bei Niederschrift dieses Briefes getobt hatte. Die Festigkeit ihrer Schriftzüge bewies, daß sie sich der Tragweite ihres ungewöhnlichen Schrittes voll bewußt war.

[65]

6. Kapitel.

Des Donners Grollen.

König Friedrich Wilhelm IV. soll die Äußerung gethan haben, daß Polen, Juden und Franzosen die Berliner Revolution gemacht hätten. Es ist nicht zu leugnen, daß der Pöbel durch fremde Emissäre mit Geld und Branntwein zu Ausschreitungen aufgereizt wurde, aber es ist auch Thatsache, daß die Bürgerschaft von Berlin an der Erhebung nur insoweit teilnahm, als sie den Kampf duldete. Sie bewaffnete sich weder, um gegen den Thron zu fechten, noch um die Störung der öffentlichen Ordnung zu verhindern, sie verschloß den Barrikadenkämpfern nicht ihre Thüren, sie gönnte es den Truppen, einen hartnäckigen Widerstand zu finden, weil der König sich auf die Bajonette stützen wollte, anstatt den Bürgern das Recht zu geben, die Stadt vor Ausschreitungen des Pöbels zu schützen.

Anderseits war aber auch zu erkennen, daß der Ausbruch einer Rebellion von der Kamarilla gewünscht wurde. Der Polizeipräsident von Berlin, Herr Minutoli, schien blind sein zu wollen, oder er war veranlaßt worden, es nicht zu verhindern, wenn man die Massen erregte und einen Barrikadenkampf vorbereitete. Die Hof- und Militärpartei hofften, den König von seinen liberalen Neigungen geheilt zu sehen, wenn die Emeute sich gegen den Thron erhob, und sie zweifelte nicht, der Empörung mit leichter Mühe Herr zu werden.

Der Prinz von Preußen, der Kommandeur der Garden, galt für die Seele der reaktionären Partei; seine häufigen Reisen nach Petersburg machten ihn mißliebig bei der [66] Bürgerschaft, ebenso aber auch der Umstand, daß er von den Truppen begeistert verehrt wurde. Er verstand es nicht, mit der Bürgerschaft zu kokettieren, wie der geistvolle, leutselige König, dessen höchstes Streben es war, volkstümlich zu sein. Man zögerte, den Soldaten den Ernstgebrauch ihrer Waffen zu gestatten, wenn sie verhöhnt wurden; man ermutigte dadurch den Pöbel, man verschuldete es selbst, wenn bei Aufläufen Neugierige die Menge verstärkten und wenn die Soldaten

erbittert wurden.

Die Nachricht, daß auch in Wien die Revolution ausgebrochen sei und gesiegt habe, machte die Forderung nach Verleihung einer Verfassung immer stürmischer und trotziger.

Vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt, versammelten Volksredner die Menge im Tiergarten. Die Truppen erhielten Befehl, das Eindringen erregter Volksmassen in die Thore der Stadt bei der Rückkehr vom Tiergarten mit Gewalt zu verhindern; es flogen Steine, es fielen Schüsse, harmlose Spaziergänger, Frauen, die sich in dem Volkshaufen befanden, wurden beim Zersprengen durch Kavallerie niedergeritten und verwundet; man schleppte blutige Menschen durch die Straßen, trug sie in den Konzertsaal, in welchem eben noch die süßen Melodieen der Joseph Gunglschen Kapelle die Herzen erfreut hatten, und brüllte: »Die Soldateska mordet das Volk!«

Der Stadtrat Bergmann hatte sich dem General Witten angeschlossen, als das Gerücht, am Brandenburger Thor hätten die Dragoner auf das Volk eingehauen, die Gäste in den »Zelten« ermahnte, vor Einbruch der Dunkelheit den Weg nach Hause zu suchen.

Die »Zelte« waren beliebte Restaurationslokale am Spreeufer des Tiergartens. Hier saßen an schönen Tagen die Stammgäste mit ihren Tabakspfeifen beim Kaffee oder Weißbier, von Politicis und anderen Dingen zu plaudern.

Der General von Witten hatte ebenso wie Bergmann diese Restauration seit Beginn der schönen Frühlingstage zum Zielpunkte seiner Nachmittagspromenade gewählt.

»Machen wir den Umweg durch das Potsdamer Thor,« sagte der General, mit finsterem Blicke auf die Massen deutend, welche von Moabit her zum Brandenburger Thor [67] strömten. Es waren geschwärzte Gestalten, die in Borsigs Werkstätten Eisen geschmiedet, Tagelöhner aus den Vorstädten am Wasser, Lehrlinge und Handlungsdiener, Menschen, die im harten Kampfe um des Tages Brot gerungen hatten, aber auch Leute, welche arbeitsscheu dem Wohlhabenden das Dasein neideten und bettelnd oder lauernd wie Raubtiere durch die Gassen schlichen, blasse, hohlwangige Gestalten mit tiefliegenden Augen und heißen, stechenden Blicken. Dann wieder finstere, im Branntweindunst glühende Kerle, den Stempel des Lasters im frechtrotzigen Antlitz. Dazu die Frauen, die Fabrikmädchen, die Dirnen. Aus allen Kanälen der Vorstadt, aus

Dachstuben, Kellern, Budiken und Winkeln strömten die Menschenwogen zur Flut zusammen.

Wildes Geheul erfüllt die Lüfte. Die beiden Spaziergänger haben einen Seitenweg eingeschlagen, um unbehelligt das Potsdamer Thor zu erreichen. Da auf einmal geraten sie in eine von dorther brausende Woge. Es sind flüchtige Massen, die von Infanterie bei dem schützenden Park vorüber gegen die Straße gedrängt werden, aus der sich die Moabiter Flut ergossen hat. Witten und Bergmann werden mit fortgerissen, sie sehen sich eingekeilt in eine wutschnaubende, tobende Menge und wieder zurückgestoßen, es blitzen Säbel, vorsprengende Kavallerie haut ein. Endlich wird Luft. Wie es geschehen, begreifen weder Witten noch der Stadtrat, aber die Massen sind zersprengt, die beiden Herren sehen sich auf der großen Allee fast allein, wie ausgestoßen von der wegbrausenden Flut und keine hundert Schritt von ihnen eine Abteilung Infanterie. Arbeiter, die einen Verwundeten führen, ziehen bei ihnen vorüber; der Mann, dessen Stirn mit einem blutbefleckten Tuch umwunden ist, hält in der Faust noch krampfhaft das Seitengewehr eines Soldaten.

»Das Volk wird dieses Blut rächen!« ruft einer der Begleiter des Verwundeten, als er die beiden Herren erblickt. »Der Brave rief den Bluthunden ihren Namen ins Gesicht.«

»»Darum verdient er die Kugel!« donnerte der General. »Rebellen seid ihr —«

[68] »Bork,« schrie der Stadtrat, in dem Verwundeten seinen Neffen erkennend.

Schon bedrohten die Fäuste der Arbeiter den alten General, der es wagte, ihre Wut zu reizen. »Schlagt den Hund nieder!« knirschte es, aber Robert gebot Halt. Taumelnd, die letzte Kraft zusammenraffend, stellte er sich schützend vor den General. »Achtung vor den weißen Haaren eines Wehrlosen!« rief er.

»Ich will keine Schonung von Rebellen, — heda, Soldaten, hier ist ein Rädelsführer —«. Der General schrie diese Worte mit seiner Kommandostimme. Obwohl er selbst vorher in Gefahr gewesen war, als ein Unschuldiger von einem Säbelhiebe der Dragoner getroffen zu werden, hatte sein Herz doch gejubelt, daß man endlich gegen die Rebellion einschritt. Jetzt hätte er sich eher niederschlagen lassen, als geduldet, daß ein Schuldiger der wohlverdienten Strafe entrann.

Noch vor einer Stunde, in den Zelten, hatte er sich

ausgesprochen, man kenne die Volksaufwiegler, dulde die Aufreizungen durch Volksredner, und anstatt die Schuldigen zu greifen, werde man mit Verführten kämpfen müssen. [69] Jetzt sah er eine königliche Waffe in der Hand des ehemaligen Staatsgefangenen.

Der General wäre verloren gewesen, obwohl Robert und der Stadtrat ihn zu schützen versuchten, wenn nicht eine herangaloppierende Kavallerieabteilung die Arbeiter verscheucht hätte.

Hatte die Abteilung den Ruf des Generals überhört oder nicht beachtet, sie sprengte weiter. Mit den Worten: »Wollen Sie einen Mann verderben, der ihr Leben beschützt hat!« hielt Bergmann Witten ab, seinen Ruf zu erneuern.

»Es ist mein Neffe, er ist verwundet,« fuhr der Stadtrat fort. »Wollen Sie mir helfen, ihn fortzuschaffen? Soll er hier sterben?«

Eine plötzliche Anwandlung von Schwäche hatte den vom Blutverlust Erschöpften ohnmächtig niedersinken lassen. Jetzt kam Robert das Bewußtsein wieder. »Ich schützte eine Dame vor Roheit,« stöhnte er. »Ihr Sohn schlug mich nieder, Herr General. Ihnen danke ich, Herr Stadtrat. Ich werde schon allein fortkommen.«

Das Antlitz Wittens war bleich geworden. Er sprach kein Wort, er hob den Säbel auf, der Roberts Hand entfallen war, die Trophäe gönnte er dem Volksführer nicht. Aber schweigend half er dem Stadtrat, Robert aufzurichten, ihn quer durch die Tiergartenallee zu einer Droschkenstation zu führen.

Trotz des Widerspruchs von seiten Roberts befahl der Stadtrat dem Kutscher, nachdem er Robert in den Wagen geholfen hatte, nach seiner Wohnung zu fahren; er stieg ebenfalls ein. Der General setzte allein seinen Weg zu Fuße fort, als der Wagen davonrollte, er wollte den Säbel an die Thorwache abgeben. Die Straßen und Plätze waren inzwischen frei geworden für die Passage.

»Ich mochte es in Gegenwart des hitzigen alten Generals nicht sagen,« begann der Stadtrat das Gespräch mit Robert, »es empört jeden Bürger, wie roh die Soldateska gegen Wehrlose einschreitet. Ich habe schon lange dir die Hand bieten wollen, Robert. Ich konnte es damals nicht wissen, wie man von oben her seine Verheißungen hält und daß [70] du mit erlaubten Waffen für die Freiheit kämpfen wolltest. Du sollst in meiner Familie Pflege finden; ich will gut machen, was ich an dem Sohne meiner Schwester verschuldet

habe.«

Robert erhob vergebens Einspruch. Der Stadtrat führte ihn in seine Behausung; sowohl seine Frau wie Julie beeilten sich, dem Verwundeten ihre Pflege angedeihen zu lassen. Auch Elise von Asten war gerade anwesend, als der Stadtrat Robert ins Haus brachte. Es gewährte Bergmann besondere Befriedigung, seine verheiratete Tochter es hören und fühlen zu lassen, wie ihn das Auftreten des Militärs erbittert und empört habe, und wie er einen Verwundeten aufnahm, der die Sache des Volkes verfochten hatte.

»Leutnant Witten hat seinen Heldenmut hier bewiesen,« höhnte er, um auch Julien einen Stich zu versetzen. »Es fehlte nicht viel, so hätte die Kavallerie auch mich und den General niedergehauen; es scheint, als ob alles, was nicht zweierlei Tuch trägt, nicht mehr vor die Thür gehen darf, ohne das Leben zu wagen. Schöne Zustände das!«

Der herbeigerufene Arzt erschien. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Degenhieb keine gefährlichen Folgen haben werde und die Wunde bei guter Pflege vielleicht schon in einigen Tagen heilen könne. Auch er wußte davon zu erzählen, daß Frauen niedergeritten und harmlose Menschen durch Schüsse getroffen seien.

Der Leutnant von Asten kam kurze Zeit darauf, um seine Frau aus dem elterlichen Hause abzuholen. Umsonst gab ihm Elise einen Wink, den Stadtrat nicht zu reizen, der sie wahrscheinlich nur zurückgehalten und ihr verboten hatte, bei den Unruhen allein nach Hause zu gehen, um Asten seinen Unmut fühlen zu lassen.

»Das Militär reizt das Volk zur Empörung,« rief Bergmann, »das danken wir deinem Prinzen von Preußen; sein Einfluß wird es verschulden, wenn der Thron zusammenbricht, wie in Paris und Wien.«

Den Prinzen von Preußen angreifen, hieß das militärische Gefühl des Offiziers beleidigen. Während der König, eine leutselige, aber nervös reizbare Natur, mit [71] einer gewissen genialen Überlegenheit den Kriegsherrn nebenher gelegentlich spielte und weniger als irgend ein Hohenzoller in Erscheinung, Haltung und Charakter das stramme, soldatische Preußentum darstellte, konnte der Prinz als das Ideal eines ritterlichen Heerführers gelten. Bieder, väterlich milde im Denken und doch unerbittlich streng im Dienst gegen sich selbst und andere, ein Vorbild ritterlichen Ehrgefühls, eiserner Pflichttreue, Soldat durch und durch, so stand er wie der

Bannerträger altpreußischen Soldatentums neben dem Throne, als müsse er die Fahne schützen, daß keiner sie antaste — keiner — auch nicht der König! Und also wurde der Prinz vom Offizierkorps verehrt.

Das Gefühl Astens wallte über, wie abhängig er auch von seinem Schwiegervater war, diese Sprache vermochte er nicht zu dulden.

»Man hat die Truppen seit mehreren Tagen dem Gespötte des Pöbels preisgegeben,« antwortete er, »man hat in thörichter Verblendung ihnen verboten, von der Waffe Gebrauch zu machen. Wenn der König dem Rate des Prinzen Gehör gegeben haben würde, dann wäre der erste Angriff auf die Truppen so ernst bestraft worden, daß bei den Aufläufen die Neugierigen und Schuldlosen sich ferngehalten hätten, jetzt leiden sie mit den Schuldigen. Ich dächte, als Stadtrat müßtest du es gutheißen, daß endlich der König befohlen hat, dem Unfug ein Ende zu machen und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Angriffe auf den Prinzen verbitte ich mir —.« Es kostete Asten Überwindung, keine schärferen Ausdrücke zu wählen, aber Bergmann empörte es schon, Widerspruch zu hören.

»Ihr stört die Ordnung.« brauste er auf, Asten ins Wort fallend, »ihr, die vornehmen Tagediebe, die ihr den Bürger, der euch bezahlen muß, über die Achseln anseht! Euer Übermut fordert das Volk heraus, in euren bunten Röcken brüstet ihr euch denen gegenüber, die mehr gelernt haben als ihr, und die lieber im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, als Schulden machen. Die Stadt braucht euch nicht; auf Wehrlose einhauen, das könnt ihr freilich, aber im Kriege muß die Landwehr die Schlachten schlagen, das haben wir 1806 und 1813 gesehen.«

[72] Asten war rot und blaß geworden; was in diesem Augenblicke durch seine Brust tobte, ließ in heißen Gluten das edle Metall sich lösen von den Schlacken, in denen es begraben gelegen. Das Ehrgefühl rang sich frei von den Schwächen, die es überwuchert und eingeschläfert hatten. Kreidebleich, zitternd stand Elise hinter ihm. Sie ergriff die Hand des Gatten und drückte dieselbe, als wolle sie ihn beschwören, sich zu beherrschen und keine heftige Antwort zu geben. Auch Frau Gertrud Bergmann, welche den Verwundeten verlassen hatte, und bei dem lauten Wortwechsel ins Gemach getreten war, versuchte durch Winke den jungen Offizier daran zu erinnern, daß ihr Gatte in der Heftigkeit seine Worte nicht überlege und es nicht so böse meine, aber Asten machte seine Hand von der

Elisens frei und trat einen Schritt zurück. Mit einer erzwungenen Ruhe, welche verriet, daß er aufs tiefste verletzt war, heftete er den Blick fest auf den Stadtrat. »Mein Herr,« erwiderte er, »Sie zerreißen das Band zwischen uns durch Reden, die ich weder als Offizier, noch als Mann von Ehre hinnehmen kann. Ich verlasse Ihr Haus und verzichte von dieser Stunde an auf jede Zulage, die ich bisher als Schwiegersohn von Ihnen angenommen habe. Elise« — damit wandte er sich zu seiner Frau. »Dir stelle ich die Wahl, mit mir zu gehen, oder dich von mir für immer zu trennen.« —

Elise warf sich laut aufschluchzend an die Brust des Gatten. »Du bleibst, Otto! Der Vater meint es nicht böse —«

»Asten!« rief Frau Gertrud, während Bergmann den Offizier anstarrte, als könne er über den Ernst dieses Entschlusses spotten, wenn ihn nicht der Ton Astens doch erschreckt hätte — »wer wird das Kind gleich mit dem Bade ausschütten! Elise ist dein ehelich Weib, und du redest mit ihrem Vater. Wenn mein Alter auch ein Wort zu viel gesagt, hat er auch manches dir nachsehen müssen — deine Schulden — —«

»Ich werde sie abzahlen. Ich frage dich nochmals, Elise, ist dir die Ehre deines Mannes nicht heiliger als die Liebe zu deinen Eltern, so bleibe bei ihnen. Ich will lieber zu Grunde gehen, als mich beschimpfen lassen.«

[73] »Narrenspossen!« schalt die alte Dame und schüttelte ihre grauen Locken. »Das sind sündhafte Reden. Hast wohl gehört, daß mein Alter Bork ins Haus genommen hat, den die Soldaten niedergehauen? Vertragt euch! Man soll nicht jedes Wort auf die Wagschale legen.«

Die alte Dame meinte es herzlich gut, aber ihre Worte waren nicht geeignet, Asten zu beschwichtigen, während sie dem Stadtrate neuen Vorwand gaben, seinen Standpunkt zu behaupten.

»Ich bin Herr in meinem Hause,« rief er, »ich nehme auf, wen ich will. Und was ich über die Truppen und über den Prinzen gesagt habe, das wird der Magistrat von Berlin dem Könige vortragen. Die Stadt wird Beschwerde führen. Ich dränge dir mein Geld nicht auf. Die Zulage, zu der ich mich verpflichtet habe, gehört meiner Tochter.«

»Herr Stadtrat,« unterbrach Asten seinen Schwiegervater, »sparen wir uns weitere Worte. Ich suche meine persönlichen Fehler nicht durch die Nachsicht zu entschuldigen, mit der Sie früher meine Schulden deckten. Sie kannten die Denkungsweise meines Standes,

als Sie mir Ihre Tochter gaben, und die Kluft zwischen uns ist jetzt dieselbe, welche draußen erbitterte Gegner scheidet. Ich betrete Ihr Haus nicht wieder. Wozu bist du entschlossen, Elise?«

Die junge Frau stand ratlos, unschlüssig und verzweifelt da. Sie begriff, daß etwas Ungeheures geschehe, was sie bis zu diesem Augenblicke für unmöglich gehalten hatte; sie sah es Asten an, daß er unerbittlich sei — schon wandte er sich zur Thür.

»Geh' mit ihm!« sagte die Mutter, schmerzlich ernst bewegt. »Das Weib gehört zu Mann und Kind. Mach' ihn vernünftig!«

Asten führte oder zog vielmehr seine Frau hinaus. Bergmann konnte man es ansehen, daß er einen solchen Ausgang der Scene nicht erwartet hatte. Er hatte nur der Bitterkeit, welche schon lange in ihm gärte, einmal gehörig Luft machen wollen.

»Um Gotteswillen, was ist hier geschehen?« fragte Julie, ins Zimmer stürzend. Sie hatte bei Robert gesessen, [74] ihm kühlende Umschläge gemacht und vom Dienstmädchen gehört, daß ihre Schwester beim Fortgehen laut geweint habe. »Wo sind Astens?«

»Fort!« antwortete Bergmann, seinem Liebling beide Hände reichend. »Bewahre du uns die Liebe, die ein Kind den Eltern schuldig ist. Es rächt sich heute, daß ich Elise einem Offizier gegeben habe. Ich danke Gott, daß du von deiner unseligen Neigung für Witten geheilt bist. Man soll in seinem Stande bleiben.«

Julie senkte ihr heiß erglühendes Antlitz, damit der Vater ihr nicht in das Auge sehen könne. Sie bat ihn, zu sagen, was vorgefallen sei. Frau Gertrud hatte das Zimmer verlassen, der Stadtrat konnte den Vorgang schwärzer ausmalen, als er das in Gegenwart seiner Frau vermocht haben würde, er schob es Gertrud zur Last, daß Asten seinen Trotz durchgesetzt habe. »Hätte Elise ihn gehen lassen,« schloß er, »wäre sie bei ihren Eltern geblieben, so wäre er bald gekommen und hätte den hochmütigen Nacken gebeugt. Wovon will er leben? So aber weiß er, daß ich mein Kind nicht verhungern lassen werde, und darauf pocht er.«

»Sie liebt ihn,« rief Julie, »und sie wird lieber mit ihm darben, als ihn verlassen. Väterchen, du bist jetzt anders als früher. Selbst Herr Bork, den du einen Demagogen gescholten hast. urteilt nicht so hart wie du.«

[75] Das Dienstmädchen trat ein. Sie meldete, der General und das Fräulein von Witten ließen anfragen, wie sich Herr Bork befinde und was der Arzt gesagt habe.

Der Stadtrat gab Auskunft. »Die hohen Herrschaften,« sagte er in

spöttischem Tone, als das Mädchen sich wieder entfernt hatte, »scheinen doch sehr beunruhigt zu sein, daß die Heldenthat des Herrn Leutnants ihm nicht den gestickten Kragen kostet. Der General wollte den Verwundeten erst arretieren lassen, jetzt aber trägt er Teilnahme zur Schau.«

»Du bist ungerecht, Vater. Der General ist sehr strenge gegen seinen Sohn, und Hertha hat stets ein lebhaftes Interesse für Bork verraten, wenn sie das auch verbergen wollte. Übrigens sagte mir Bork, es sei möglich, daß Witten ihn erst nach dem Säbelhiebe erkannt habe; wenn Witten es gewollt hätte, wäre es den Arbeitern wohl schwerlich gelungen, Bork den Händen der wütenden Soldaten zu entreißen.«

»Bork scheint erraten zu haben, was du gern hören wolltest. Um so schlimmer, wenn der Leutnant blind dreingehauen hat.«

»Bork hat mir den ganzen Vorfall erzählt. Er traf in der Potsdamerstraße die Gräfin Meran. Sie bat ihn um sein Geleit, beide gerieten ins Gedränge und sahen sich plötzlich Soldaten gegenüber, die mit Kolbenstößen das Volk auseinandertrieben. Bork rief, das sei infam, ein Soldat wollte ihn niederschlagen und traf den Arm der Gräfin, den sie schützend erhoben, da riß er einem Grenadier den Säbel aus der Scheide, in demselben Augenblick streckte ihn der Hieb Wittens nieder. Georg mag gedacht haben —«

»Gedacht!« unterbrach sie der Stadtrat heftig, »was gedacht? Willst du der Brutalität etwa das Wort reden? Und du sagst Georg? Steht es so? Den Buben, der an einem ehrlichen Mädchen zum Schurken geworden ist, nennst zu so vertraulich?!«

Julie ließ abermals das blondgelockte Köpfchen sinken, ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

»Nein,« sagte sie, »das ist vorüber. Schelte nicht mehr, aber sei auch nicht zu hart!«

[76] Der Stadtrat seufzte tief, er hätte ein zorniges Wort sagen mögen, aber er vermochte es nicht. Es war ihm, als sähe er, daß sich ein eisiger Reif auf die Frühlingskeime der Brust seines Lieblings gelegt, die gestern im Sonnenschein lieblich entfaltet, seine Herzensfreude gewesen. Über Nacht war ein kalter Hauch gekommen, vor dem er vergeblich versucht hatte, das junge Leben zu schützen. Sollte es welken?

[76]

7. Kapitel.

Der Sturm.

Einige stürmisch bewegte Tage für die Stadt Berlin, und der 18. März brach an. Es ist Mittag. Wieder sitzt Hertha am Fenster. Die Kunde hat die Stadt durchflogen, daß der König dem Drängen der Deputationen aus allen Provinzen des Reiches nachgegeben und vom Balkon des Schlosses herab das jubelnde Volk begrüßt habe, welches ihm dankt für die Verleihung einer Verfassung.

Der General ist auch zum Schlosse gegangen. Ist es Wahrheit, daß der König sich eines Teiles seiner ererbten Rechte entäußern will, so ist der General zu alt geworden für die Zeit, in der er lebt, er versteht es nicht, daß heute diejenigen recht behalten sollen, die man gestern als Volksverführer und Hochverräter verfolgt hat.

Es herrscht helle Freude in der ganzen Stadt, jede Brust fühlt sich von schwerem Drucke und banger Unruhe befreit — in Hertha aber tobt es, als müsse sie weinen. Wenn der König die Rechte der Völker anerkennt, dann hat Robert nicht für Unedles gekämpft und geduldet. Und sie hat von Julien gehört, daß er kein Wort des Hasses gegen ihren Bruder gesprochen habe. Hertha hat Georg nicht wieder gesehen, aber sie muß daran zweifeln, daß Georg fähig gewesen, das Blut Borks zu vergießen, wenn jener einen Schritt zur Beilegung der Differenz gethan. Robert hat also ihre Bitte nicht erfüllt. Sie traut es ihrem Bruder nicht zu, daß derselbe anders als im Gebote der Pflicht den Gegner niedergeschlagen hat, wohl aber ist es erklärlich, daß Georg dabei schonungsloser verfahren ist, als [77] das geschehen wäre, wenn Bork sich ihm vor zwei Tagen zum Zweikampfe gestellt hätte.

Wieder war Bork das Opfer. Und Julie versicherte, er habe kein Wort gegen Georg gesprochen. Es überkam Hertha die Erinnerung an jenen Tag in G.* Es war ihr, als werde Bork, wenn sie ihn heute befrage, ihr antworten wie damals: Ich verteidige mich nicht. Fragen Sie Ihren Bruder!

Unbeugsam wie Eisen! Man konnte Grauen empfinden vor diesem unerbittlichen Stolze.

Auch die Gräfin Meran war bei Hertha gewesen, nachdem sie vorher sich persönlich in der Wohnung des Stadtrats überzeugt hatte, daß Robert dort weile und schon so weit genesen sei, um in seine Behausung zurückkehren zu können. Sie hat es bestätigt, daß Robert allein um ihretwillen, um sie vor Brutalitäten zu schützen, den Soldaten entgegengetreten sei, aber freilich durch Worte der Empörung dieselben gereizt habe.

»Glauben Sie mir, liebe Hertha,« hatte die Gräfin geäußert, »wenn Bork ein Duell mit Ihrem Bruder verweigert, so ist's weder Mangel an Mut, noch Haß. Ich weiß nicht, ob ich recht ahne, wenn ich glaube, seine Beweggründe zu erraten, aber es ist kein unedles Körnchen in dem Erz, aus dem dieser Mann gegossen ist!«

Und keine Ruhe lassen diese Worte der Gräfin Hertha, seit ihr das Blut durch die Brust getobt beim ersten Hören derselben, sie klingen immer wieder durch alle ihre Gedanken, wie ein Ruf an ihr Herz, es solle sich öffnen, es trotze vergebens unwiderstehlicher Gewalt.

Und heute stürmt es mächtiger. Wo ist die Kluft zwischen ihr und ihm, wenn der König, dem ihr Vater Treue geschworen hat, denen die Hand reicht, die sich aufgelehnt haben wider den Thron?

Es ist bekannt, daß die jubelnde Menge vor dem Schlosse verdrängt wurde von einer tobenden Masse, die aus den Vorstädten kam, daß diese die Entfernung der Truppen forderte und daß, als der König die Räumung des Schloßplatzes befahl, zwei Schüsse fielen. Man sah keinen Angriff, keine Verwundeten, aber als wären diese [78] Schüsse ein Signal gewesen, unheilschwangere Elemente zu entfesseln, tönte der Ruf: Verrat! durch die Stadt, und das eben noch freudetrunkene Antlitz derselben verzerrte sich zu dem einer Furie. Die Bürger zogen sich in ihre Häuser zurück, die eben geschaffenen Schutzmänner der öffentlichen Ordnung zerrissen ihre Schärpen, durch alle Gassen zogen Banden von Blousenmännern, bewaffnet mit Büchsen, Beilen und Eisenstäben; Barrikaden wuchsen aus der Erde.

Auf dem Schloßplatze hatte der Stadtrat den General umarmt. Bergmann ruhte nicht, bis Witten ihm zusagte, mit ihm ein Glas Rüdesheimer zu trinken. Jetzt auf dem Heimwege sahen sie die Menschengruppen, die überall vor den Hausthüren und auf den Straßendämmen standen, in eine seltsame Bewegung geraten. Noch hatten die Gemüter sich nicht von dem Freudenrausche beruhigt, als zuerst das fliegende Gerücht, es sei alles Betrug, dann das

Wutgeschrei: Verrat! die erregte Leidenschaft mit Schrecken und Entsetzen betäubte. Das Haus des Stadtrats lag unfern der Ecke, die man zuerst verrammelte. Blusenmänner rissen das Pflaster auf, man stürmte einen Waffenladen, warf Droschken um und holte Möbel aus den Häusern, die Barrikaden aufzutürmen.

»Schließen Sie Ihr Haus,« rief der General. »Verrammeln Sie die Thüren. Das ist Rebellion!«

Bergmann war sehr bleich geworden.

»Man schießt auf das Volk, die Dragoner hauen ein — Verrat!« — tönte es brüllend durch die Gasse.

»In meinem Hause befehle ich!« herrschte der Stadtrat, bei dem die Gefühle in leidenschaftlicher Wallung umschlugen wie der Pulsschlag der Stadt, den General an, als dieser die Hausthür schließen wollte. »Das Haus bleibt offen! Mein Neffe ist auch draußen. Ich gehöre zum Volke, wir lassen uns nicht verraten und unsere Kinder niederschießen.«

Zum erstenmal trat Bergmann in solcher Weise gegen den General auf. Es war eine plötzliche Energie über den kleinen Mann gekommen. Der General entfernte sich schweigend. Es kamen Blusenmänner heran, welche die lautgerufenen Worte des Stadtrats gehört hatten und ihm [79] die Hände schüttelten. Witten begab sich in seine Wohnung. Er mußte es hören, wie man Steine auf den Boden trug, aus den Dachluken schoß, wie man draußen von den Barrikaden die Truppen verhöhnte, die rote Fahne des Aufruhrs aufpflanzte, wie Bergmann später auf dem Flur Befehl gab, den Kämpfern Wein und Erfrischungen zuzutragen.

Der Kampf tobte, das Wirbeln der Trommeln, das Krachen der Schüsse, das Wutgeschrei der Fechtenden, das Geheul der Sturmglocken erfüllte die Luft.

Der General legte seine Uniform an: erbrachen die Aufrührer seine Thür, so wollte er als Soldat sterben, und ihm zur Seite stand Hertha, bleich, vor Empörung bebend; sie dachte wie ihr Vater: in Ehren leben oder sterben.

Es war ihr, als ob man sie aus einem süßen Traume aufgeschreckt habe, aus einem Traume, in welchem sie sich selbstvergessend dem Versucher gefolgt war. Die Männer, welche dort unten auf der Straße den Kämpfern ihre Befehle erteilen, die Fahne der Rebellion aufzupflanzen, haben eine Schärpe in den Farben: schwarz, rot, gold über die Brust gelegt, dieselben Farben, welche als das Kennzeichen demagogischer Verbindungen zu führen verboten waren. Es war

also Lüge, daß die Volkspartei nicht an offene Empörung gedacht habe; dieser Aufstand war vorbereitet und organisiert, heimtückisch erhob er in dem Augenblicke das Haupt, als der König jeden Vorwand zur Unzufriedenheit beseitigt hatte, und Robert Bork war jedenfalls auch ein Führer der Rebellen!

»Jubelruf und Hohngeschrei erklang von den Barrikaden. Ein Sturmangriff der Truppen war abgeschlagen. Von allen Dächern, aus den obersten Stockwerken der Häuser krachten Schüsse und flogen Steine auf die Soldaten herab. Und Hertha war nahe daran gewesen, Partei zu nehmen für einen Rebellenführer gegen ihren Bruder. Wie Georg auch gefehlt haben mochte, er focht für den König, und das wusch ihn rein.

Der General schaute finster auf die Straße hinab. »Wozu hat man Artillerie!« murmelte er. »Statt mit Kanonenkugeln die Barrikaden zusammenzuschießen, opfert man brave Soldaten.«

[80] Wieder ein Sturm und wieder Hohngeschrei der Blusenmänner. Schon war es dunkel geworden. Da plötzlich gellt und tobt es durch das Haus, Schreie der Angst und Brüllen der Wut — die Soldaten sind durch die Häuserwände vorgedrungen, haben die Wände eingeschlagen und stoßen nieder, was sie mit Waffen in der Hand finden.

Auch das Haus des Stadtrats ist erstürmt. Der General reißt die Thür auf, Geschrei von Frauen dringt an sein Ohr, es kracht von Kolbenstößen in der Beletage, man schlägt die Thüren ein. Witten eilt hinab und sieht Bergmann von Soldaten bedroht; das Erscheinen des Generals in Uniform rettet den Stadtrat, wenn nicht vor Kolbenstößen, so doch vor Verhaftung oder gar vor dem Tode.

Die Kämpfer von den Barrikaden flüchten, die Soldaten stürmen weiter, die Straße ist in der Gewalt der Truppen.

»Sie haben es nicht verdient, daß ich mich für Sie verbürgte,« sagte der General, als Bergmann ihm danken will, zu dem vom Todesschrecken noch bleichen Mann. »Wenn die Menschen, die Sie in Ihr Haus ließen, gesiegt hätten, so war eine Verbrecherbande Herr der Stadt. Und Sie schickten den Schurken auch noch Wein und Bier!«

[81] »Ich war dazu gezwungen, man bedrohte mich. O, wer hätte das gedacht!« erwiderte der Stadtrat kleinlaut; er zitterte noch an allen Gliedern vor Aufregung und Angst.

In Stunden gemeinsamer Not und Erregung fühlen Menschen, selbst wenn sie einander fern stehen, das Bedürfnis, sich aneinander

anzuschließen und in Gesellschaft anderer die kommenden Dinge zu erwarten. Der Stadtrat beschwor den General, bei ihm zu verweilen, und Hertha, die ihrem Vater gefolgt war, redete ihm auf Bitten Juliens zu; in dieser Nacht hätte der alte Herr doch keine Ruhe auf seinem Lager gefunden.

Draußen tobte der Kampf, die Schüsse krachten, die Glocken stürmten, und der Feuerschein der brennenden Artillerieschuppen, welche der Pöbel angezündet hatte, durchzuckte mit rötlichen Gluten das Dunkel der Nacht.

Frau Gertrud, welche seit dem Ausbruche des Kampfes bei der aufgeschlagenen Bibel gesessen hatte, drückte die Hand des Generals. »Möge Gott Ihren Herrn Sohn erhalten, wie Sie meinen Mann gerettet haben,« sagte sie, »auch der Mann meiner Tochter ist draußen in dieser furchtbaren Nacht. Gott schütze unsere Kinder.«

»Wohl dem, der das Blut nicht zu verantworten hat, das Söhne eines Landes im Kampfe gegeneinander vergießen.«

Die alte Dame schüttelte den Kopf. »Man soll nicht über andere richten!« sagte sie. »Der Bruder steht heute gegen den Bruder. Ich habe meinen Neffen lieb gewonnen in den Tagen, in denen er verwundet bei uns lag, und tief in sein Herz gesehen. Ich kann für jeden beten, für Asten und auch für ihn, und Robert Bork steht jenem vielleicht gegenüber!«

»Dann gehört er ins Zuchthaus!« tönte es dumpf von Herthas Lippen zurück, und eine dunkle Glut überflammte ihre Wangen; »dann wäre es besser gewesen, mein Bruder hätte ihm den Degen in die Brust gestoßen!«

Die alte Dame antwortete nicht, aber Julie zog Hertha bei seite. »Robert war heute einen Augenblick hier, als der Kampf schon begonnen hatte — « flüsterte sie, aber Hertha ließ sie nicht ausreden. »Ich will von dem Menschen nichts [82] mehr hören,« fiel sie, Julie unterbrechend, mit Heftigkeit ein, »ich bitte, sprechen wir von anderen Dingen.«

»Auch wenn ich Ihnen etwas zu sagen habe, was Ihren Bruder angeht?«

»Mein Bruder hat mit Herrn Bork nichts mehr zu schaffen.«

»Doch! Er hat sich zu verantworten, ob er den Brief meines Vetters erhalten hat oder nicht.«

»Einen Brief. — Herr Bork hat an ihn geschrieben?« stotterte Hertha, kaum ihrer Stimme mächtig, so betäubte sie eine Flut von Gedanken, welche bei dieser Kunde sie bestürmte.

»Robert hatte bis heute nicht mit mir darüber sprechen mögen,« fuhr Julie fort, »was ihn veranlaßte, daran zu zweifeln, daß Ihr Bruder ihn erkannt, ehe er auf ihn eingehauen. Heute sagte er es mir im Vertrauen; er meinte, Ihren Bruder oder ihn könne eine Kugel treffen, er wolle nicht falsch beurteilt sein, wenn er falle. Er gab mir ein Billet, welches ich Ihnen zustellen soll, wenn ihn ein Unglück ereilt. Es ist die Abschrift des Briefes, den er an Ihren Bruder schon am Morgen des Tages geschickt hat, an dem er verwundet wurde. Das Billet ist versiegelt, aber Robert sagte mir, er habe, um die Karriere seines ehemaligen Freundes nicht vernichtet zu sehen, Georg eine Erklärung abgegeben, welche seine Standesehre befriedigen werde, ohne ein Duell nötig zu machen. Robert äußerte noch, Ihr Bruder müsse seinen Brief nicht erhalten haben, sonst wäre jedenfalls eine Erklärung in einer Zeitung veröffentlicht worden, was zu veranlassen er Georg anheimgestellt hatte!«

Die verschiedenartigsten Gefühle durchzuckten bei dieser Mitteilung Hertha. Robert hatte mehr gethan, als sie erbeten, er hatte sich zu einem Entgegenkommen gedemütigt, welches jedenfalls seinem Stolze eine ungeheure Selbstüberwindung gekostet haben mußte, und das hatte er um ihretwillen gethan, ohne zu sagen, daß sie eine Bitte an ihn gerichtet habe! Mit dieser That zwang er sie, seine Schuldnerin zu werden in einer Weise, die sie vor Scham erbeben machte, denn was konnte sie ihm jemals für ein solches Opfer bieten?

[83] »Wo ist der — Brief?« stöhnte sie aus gepreßter Brust. »Wenn Georg ihn erhalten hat, so hätte er an das Krankenlager dieses Mannes eilen müssen, oder er wäre nicht wert — — wo ist der Brief — ich muß ihn lesen, um es zu glauben —«

»Ich darf nicht. Ich habe versprechen müssen, nur im Falle seines Todes Ihnen den Brief zu geben.«

»Er gehört mir. Soll ich dem Lebenden nicht gerecht werden — ich beschwöre Sie, Julie — den Brief!«

Julie konnte nicht widerstehen. Schon der Umstand, daß Robert einen Brief an Hertha für den Fall seines Todes geschrieben, beseitigte in ihr den letzten Zweifel. Was sie längst ahnte, war keine Täuschung gewesen. Zwischen diesen beiden, die einander nicht suchen mochten, herrschte das Sehnen der Liebe.

Das Billet enthielt die Abschrift eines Briefes an Georg Witten, welcher in kurzen Worten eine Zurücknahme und Entschuldigung

beleidigender Ausdrücke enthielt und jeden Gebrauch dieser Erklärung gestattete. Für Hertha waren kaum zwei Zeilen hinzugefügt. Die Worte lauteten: »Ich habe meine Ehre preisgegeben. Ich werde ins Ausland gehen. Leben Sie wohl.«

Die Hand, welche das Schreiben hielt, zitterte krampfhaft. Alles Blut war Hertha aus dem Antlitz gewichen. So handelte ein Mann, den zu verachten sie ihr Herz hatte zwingen wollen, weil ihr innerstes Gefühl gewöhnt war, in jedem einen Verbrecher zu sehen, der die Hand gegen den Thron erhob.

»Er darf nicht fort!« keuchte es aus ihrer Brust. »Das darf Georg nicht annehmen, das darf nicht auf mir lasten. Das zu thun gab ich ihm kein Recht.«

Julie erriet, daß von Hertha der erste Schritt gethan worden war, Robert zu einer solchen That zu bewegen. Ihre Augen erglänzten in Thränen.

»Er liebt Sie, Hertha,« flüsterte sie, und ihr heißer Atem brannte auf Herthas Wange. »Und wie Sie sich auch sträuben und sich panzern mögen, Ihr Herz schlägt auch für ihn. Verleugnen Sie dieses Gefühl in Ihrer Brust nicht. Es giebt ein Wort, mit dem Sie ihn gewiß halten könnten.«

[84] »Das Wort risse mich los vom Herzen des alten Vaters, von allem, was mir von Jugend auf heilig gewesen ist. Ich darf, ich kann nicht.«

»Die Liebe überwindet alles, sie ist mächtiger als der eigene Wille. Und trennen Sie von Robert Bork nicht nur Vorurteile und politische Ansichten? Ich liebe auch und kann das Herz nicht zwingen, obwohl ich zweifeln muß, daß das, was Ihr Bruder mir in heiliger Stunde einst schwur, Wahrheit ist. Das Herz verlangt danach, vergeben zu können, wo es liebt. Das ist die rechte Liebe, die auch zu vergeben vermag.«

Hertha zog Julie an ihre Brust.

»Seien wir Schwestern!« hauchte sie, und auch ihr Auge füllte sich mit Thränen. »Ich kann nicht für meinen Bruder reden, wie du für jenen. Georg ist sehr leichtsinnig, aber, ich hoffe zu Gott, nicht schlecht. Er kann sich bessern, aber vor Robert Bork empfinde ich Grauen. Wie kann man so edel handeln und fühlen und doch zu jenen rohen Massen halten, die Aufruhr, Mord und Brand durch die ganze Stadt tragen, die gegen Gottes und der Menschen Gesetz freveln!«

Das Schießen draußen ward schwächer. Man trug dem Stadtrat

die Kunde zu, daß die ganze von der Spree umspülte Schloßinsel und die Königsstraße, die City von Berlin, ebenso in der Gewalt der Truppen sei, wie das Westend.

Der General rief Hertha, daß er sich zur Ruhe begeben wolle. Es waren nur zwei Kanonenschüsse gefallen und der Aufstand schien so gut wie bewältigt.

»Morgen ein strenges Gericht,« sagte der General, »dann ein eisernes Regiment, und die alte Zucht und Ordnung wird wieder im Lande herrschen. Die Brut muß [85] ausgerottet werden, die den Samen der Rebellion ins preußische Land gesäet hat.«

Es widersprach keiner. Hertha folgte ihrem Vater. Sie wollte den alten Mann beim Ersteigen der Treppe stützen, aber es war ihr, als müsse sie selbst jeden Augenblick zusammenbrechen.

[85]

8. Kapitel.

Der Sieg.

Das imposante Königsschloß der Hohenzollern, vor wenigen Tagen noch unantastbar daliegend in stolzer Ruhe, umwoben von der Glorie seiner Geschichte, war heute eine Citadelle inmitten des wogenden Kampfes, ein Bollwerk im Feldlager der Truppen.

In den Prunkgemächern strotzt es von gestickten Uniformen der Adjutanten des Königs und der Würdenträger des Staates und des Hofes. Deputationen aller Art, die im Parfüm der Hofluft zum erstenmal ein offenes Manneswort sagen, sind gekommen, ihre Meinung und ihre Ratschläge in Ehrfurcht, aber ungeschminkt vorzutragen. Auf den Schloßhöfen hat sich kriegerisches Leben und Treiben entwickelt. Generale mit der Feldmütze auf dem Kopfe erteilen Befehle, Munitions- und Proviantwagen fahren herein, auf Stroh biwakieren Reservetruppen, man schleppt Verwundete und Gefangene herein, unter den ersteren auch den später so berühmt gewordenen General Vogel von Falkenstein, ihn hat als Major des Franzregiments eine Kugel getroffen.

»Es ist ein unseliges Mißverständnis, ich will kein Blut vergießen!« rief der König, als man ihm meldete, das wütende Volk errichte Barrikaden. Aber sehr bald bauschte sich dem Königsschlosse trotzig gegenüber auf den Barrikaden der Breitestraße die Fahne des Aufruhrs. Der König gab Befehl, die Unterwerfung der Stadt mit Waffengewalt, aber noch schonend, ohne Anwendung der Artillerie zu erzwingen. Damit der Thronfolger nicht gegen die Stadt fechte, erhielt der General von Prittwitz das Kommando über die Garden.

Der Kampf wütet. Alles will den König sprechen, [86] bald sind es Bürgerdeputationen, bald Staatsmänner, Geistliche, Gelehrte, welche sich zur Audienz drängen. Es naht auch ein kleiner alter Mann mit einem großen Ordenssterne auf der Brust. Er hat die große Revolution in Paris gesehen, und wie er die Geheimnisse der Natur erforscht, glaubt er, auch im Leben der Völker den Pulsschlag beurteilen zu können. Er zittert für den Königsthron.

Als er in dem Vorsaale erscheint, wo Minister, Generale und Deputierte durcheinander wogen, erblickt ihn eine hohe Frau, eine stolze, königliche Erscheinung. »Der darf nicht zum Könige!« flüstert sie einem Adjutanten zu. »Verhindern Sie es!«

Der Adjutant beeilt sich, den Prinzen von Preußen zu suchen. Bald darauf tritt der Prinz dem Greise entgegen, noch ehe derselbe jemanden gefunden hat, der ihn dem Monarchen meldet.

»Sie kommen zu böser Stunde, Humboldt,« redet der Prinz den Gelehrten an. »Der König ist von Bittstellern umlagert. Er darf nicht nachgeben, solange man ihm mit Waffen trotzt.«

»Königliche Hoheit,« antwortet Alexander von Humboldt, »ein empörtes Volk läßt sich nicht mit Gewalt niederzwingen. Denken Sie an Ludwig XVI.!«

»Gerade das Beispiel dieses unglücklichen Fürsten ist eine Warnung vor Schwäche.«

»Mein Gewissen spricht mich frei. Ich will Gehorsam! Gott hat das Schwert in meine Hand gelegt,« so tönt es aus dem Kabinett des Monarchen, dessen Thür sich geöffnet hat. Es ist eine scharfe, schneidende, von nervöser Reizbarkeit zeugende Stimme, die das Gespräch im Vorsaale überklingt.

»Sie hören es!« ruft der Prinz, und den Gelehrten, der ihm ins Kabinett folgen will, abwehrend, geht er zum Könige.

Im offenen Interimsrocke, zwischen dessen roten Aufschlägen die weiße Weste sichtbar wird, sitzt Friedrich Wilhelm IV. vor einem Arbeitstische. Das beinahe bartlose Antlitz des Königs, das nur an den Seiten von dünnen, weichen Barthaaren leicht umkräuselt ist, zeigt eine hohe, [87] gewölbte Stirn, Augen, deren Sehkraft durch eine Lorgnette unterstützt werden muß, die aber lebhaft und voller Geist sind. Der feingeschnittene Mund vermag mit hochpoetischen, begeisterten Worten jeden hinzureißen, durch Liebenswürdigkeit zu entzücken, aber auch durch Satire zu verwunden und durch ungezügelten berliner Witz zu erheitern. In raschem Wechsel geht die Laune des Monarchen von ernster Frömmigkeit der Gedanken zum ausgelassenen Übermute, von wohlwollender Güte zur äußersten Heftigkeit über. Wie ein verwöhntes, reizbares Kind des Glückes wird er nervös erregt, sobald seinem königlichen Willen Hindernisse begegnen, und dann folgt er augenblicklichen Eingebungen in den ernstesten Dingen.

»Es ist das Blut Ihrer Unterthanen, das Sie vergießen,« sagt der Bischof Neander. »Unser Heiland hat seinen Feinden vergeben.«

»Es ist das Blut von Hochverrätern!« donnert die Stimme des Prinzen. »Rebellen haben den Kampf gewollt, er muß durchgefochten werden, das fordert die Ehre der Krone und die Pflicht des Königs.«

»Excellenz — in zwei Stunden bin ich Meister der Stadt. Behelligen Sie den König nicht!« sagt der General von Prittwitz zu Humboldt, der sich schon in das Kabinett drängt, aber er vermag ihn nicht zurückzuhalten.

Es wird stiller im Kabinett. Die Thür ist wieder geschlossen, Humboldt und Neander haben das Ohr des Königs.

Da ertönt plötzlich wieder die scharfe, heftige Stimme.

»Die Königin ist leidend. Ich will das entsetzliche Schießen nicht mehr hören. Man soll aufhören!« so erklingt es, und im Vorsaale sieht man Männer erbleichen und eine hohe Frau erröten. Sie thut einige hastige Schritte, als wolle sie auch in das Kabinett, da tritt ihr Gemahl, der Prinz von Preußen, schon aus der Thür; er hat ein Blatt Papier in der Hand, es ist ein Befehl an den Kommandeur der Garden. Der Prinz winkt den General von Prittwitz heran.

Das Antlitz des Prinzen war düster ernst, aber kein Muskel zuckte.

Der General las die Ordre, es flammte wild auf in [88] den markigen Zügen des alten Soldaten. Er schaute den Prinzen fragend an. Ein Wort des Prinzen, und die Geschichte dieser Tage hätte sich anders gestaltet. Der General schien ein solches Wort zu erwarten, ja zu hoffen, ein Wink hätte ihm genügt. Er war überzeugt, daß der Prinz lieber sein Herzblut hätte fließen sehen, als eingewilligt, daß der König diese Ordre geschrieben.

Der Prinz drückte schweigend die Hand des Generals und wandte sich ab. Das hieß, er füge sich gehorsam in den Willen des Königs und erwarte dasselbe von der Armee. Der Prinz gab das Beispiel einer Verleugnung seiner selbst in eiserner Disziplin.

Der König befahl, und der Kampf hörte auf. Unter Hohn und Schimpf zogen die Truppen in ihre Kasernen zurück, um es bald darauf dulden zu müssen, daß Bürgerwehr und Studenten sich als Schutzwache vor ihre Dienstgebäude stellten.

Im Schlosse wurde es unheimlich still, als der General von Prittwitz mit der königlichen Ordre den Vorsaal verlassen hatte. Der Prinz erhielt Befehl, nach England zu reisen, auf ihn sollte der Groll fallen. Die Prinzessin von Preußen verließ anderen Tags, mit dem Paletot und der Mütze eines Offiziers bekleidet, unter dem Schutze einer abrückenden Truppe das Schloß und die Stadt.

Es war ein Sonntagmorgen, welcher auf die Barrikadennacht folgte. Die Glocken, welche atemlos Sturm geläutet hatten, zögerten blöde und verschämt, jetzt zur Kirche zu läuten. Schon in aller Frühe hatte sich das Gerücht durch die Stadt verbreitet, daß der König befohlen habe, die Truppen zurückzuziehen und eine Bürgerwehr zu schaffen. Man klebte eine Proklamation an die Straßenecken, welche der König an »seine lieben Berliner« richtete. Er sagte in derselben, daß er den Schutz seiner Person und des Thrones der Bürgerschaft anvertraue.

Von allen Windrichtungen her waren aus den nächsten Garnisonen Regimenter in der Nacht herangezogen worden. Als sie vor den Thoren Berlins erschienen, kam ihnen der Befehl, wieder umzukehren. Der Stadtrat war auf die Straße geeilt, sich zu überzeugen, ob das Unglaubliche wahr [89] sei. Da sah er den General in großer Uniform kommen. Der alte Herr wollte zum König gehen, ihn warnen vor schlechten Ratgebern und ihm seine Dienste anbieten, wenn es an Männern fehle, die Ehre des Thrones zu wahren.

Der Stadtrat und einige Bürger standen im eifrigen Gespräch vor der Thür. Sie traten dem General entgegen, als sie ihn in Uniform erblickten. Sie beschworen ihn, wenn er ausgehen wolle, vorher wenigstens die Uniform abzulegen.

»Weshalb, meine Herren?« fragte der General, sie finster anschauend.

»Das Volk ist noch in furchtbarer Erbitterung. Man würde Sie insultieren, Sie töten.«

»Das Volk ist erbittert? Vielleicht, weil der König aus Schwäche Gnade übt?« hohnlachte Witten.

»Kehren Sie um!« bat ein alter Handwerker. »Ich habe es gesehen, daß man sogar die abziehenden Truppen beschimpfte.«

»Man insultiert des Königs Truppen? Und man sagt mir das, als solle ich mich fürchten, meinen Ehrenrock mit dem Kreuze von 1813 auf der Straße zu zeigen! Schämen Sie sich, meine Herren!«

Damit brach sich der General Bahn und setzte seinen Weg fort. Die Bürger folgten ihm, um sich seiner anzunehmen, wenn ihm ein Unglück zustieße.

Der General erreichte die Trümmer der Barrikade, Weiber schrieen ihm Verwünschungen nach, da trat ein Blusenmann aus einem Keller, das Antlitz von Branntweindunst geschwollen, in der Hand eine rostige Büchse, Blutflecken an den Kleidern. Er starrte

den General an, fletschte die Zähne und schrie: »Bluthund!«

Witten wandte sich zu dem Manne und faßte ihn scharf ins Auge, der Mensch erschrak, taumelte einige Schritte zurück und ließ die Flinte, die er zum Schlage mit dem Kolben erhoben hatte, sinken.

»Er ist Soldat gewesen, ich kenne Ihn!« donnerte der General, den Menschen mit seinem Blicke zermalmend.

[90] Der Mann schien plötzlich nüchtern geworden zu sein. Er machte Miene, sich davonzuschleichen.

»Antworte Er!« herrschte der General. »Sein Gesicht ist mir bekannt. Er ist Soldat gewesen, und Er hat seinen Eid gebrochen. Er ist wie ein Vieh betrunken und rebelliert! Er verdient die Kugel. Donnerwetter, jetzt erkenne ich Ihn! Er ist's, Kipper, Unteroffizier von meinem Regiment! Was hat dich so heruntergebracht, daß ein braver Soldat zum Hallunken geworden ist? War's Armut, so konntest du zu mir kommen, aber, bei meiner Ehre, lieber verhungern, als zum Schurken werden! Antworte, Kerl: Schämt Er sich nicht?«

»Herr General, das Trinken —.«

»Hab's mir gedacht. Das verfluchte Saufen! Aber was soll die Flinte?«

»Sie gaben mir Geld und Schnaps und sagten, es gehe gegen die Reichen und Juden —.«

»Und damit haben sie einen ehrlichen Soldaten zum Schurken gemacht! fort aus meinen Augen!«

Kipper schlich davon.

Es hatte sich eine große Menge Neugieriger angesammelt. Die Mehrzahl gönnte dem General den Triumph nicht.

Ein junger Mann mit polnischer Mütze und einem Säbel an der Seite durchbrach den Menschenhaufen.

»Sie sind arretiert!« schrie er den General an. »Ihren Degen her!«

»Bube!« knirschte Witten, flammend vor Empörung, und er riß das Schwert aus der Scheide.

Ein Dutzend Hände packten den alten Herrn. Die einen, ihn zu schützen und ihn aus dem Gedränge zu befreien, die anderen, ihm den Degen zu entreißen.

»Schlagt ihn nieder! Schlagt ihn nieder!« brüllte es aus der Menge.

»Zurück!« donnerte eine gebieterische Stimme, und Robert Bork, die Stirn noch mit einem Tuche umwunden und die dreifarbige Schärpe über der Brust, brach sich Bahn, schlug den Arm des Polen

nieder, welcher schon den gezückten Säbel gegen den General erhoben hatte. »Wollt ihr euch an einem alten Manne vergreifen? Wollt ihr [91] den Sieg des Volkes durch Mord schänden?« rief er, als ein drohendes Murren sich gegen ihn erhob.

»Er hat auf unsere Brüder schießen lassen und schimpft auf. das Volk!«

»Er ist schon lange in Pension. Er hat nicht gegen euch gefochten. Ich bürge für ihn!« rief Bork, die Angreifer zurückdrängend.

Bergmann und mehrere Bürger hatten den General seinen wütenden Gegnern entzogen und wollten ihn fortführen, aber Witten riß sich los. Der Federhut war ihm entfallen, die Uniform zerrissen. Das graue Haar flattert im Winde.

»Ich will keine Bürgschaft von Buben!« rief er. »Schlagt mich tot, mein Fluch komme über euch, über den Schurken da mit dem bunten Lappen der Schande und des Verrats —.«

Die Stimme versagte ihm den Dienst. Das eben noch von Leidenschaft gerötete Antlitz war aschfahl geworden, der alte Herr brach kraftlos zusammen.

[92] Man trug ihn nach Hause. Es wagte keiner, den Mann frevelnd anzutasten, den man eben bedroht hatte. Die Menge verzog sich beschämt und still, als packe jeden ein Grauen, von diesem Fluche des alten Mannes getroffen zu sein.

Robert folgte dem Zuge. Er war auf dem Wege zu Bergmann gewesen. Er hatte ihm sagen wollen, daß Georg Witten verwundet im Hause der Gräfin Meran liege. Beim Sturm auf eine Barrikade war Georg von einem Schusse getroffen worden, der diesen Kampf kennzeichnete. Wahrscheinlich in Ermangelung von Blei hatte ein Volkskämpfer Stahlfedern in die Büchse geladen. Aber mehr als die zwanzig Wunden im Bein mochte es ihn foltern, daß der Schuhmacher Schulz geholfen hatte, ihn in Sicherheit zu bringen. Der biedere, königstreue Mann hatte seinen Haß gegen einen der Verderber seiner Tochter verleugnet, als es galt, einen Kämpfer für den Thron vor der Wut des Pöbels zu retten.

Als man den General in das Haus des Stadtrats trug, kam Hertha schon die Treppe herabgeeilt. Sie hatte vom Fenster aus gesehen, daß man ihr den Vater wie einen Leblosen heimbrachte. Sie atmete auf von entsetzlicher Angst, als man ihr sagte, es sei vielleicht nur eine Ohnmacht, die den alten Herrn befallen habe, aber ein eisiges Frösteln durchschauerte ihre Glieder — sie erblickte unter den Menschen, welche dem Zuge ins Haus gefolgt waren, auch Robert

Bork, und er trug die dreifarbige Schärpe, die Farben der Rebellen, auf seiner Brust.

Es war nur ein Augenblick, in welchem die Blicke Herthas und Roberts aufeinandertrafen, aber welche Empfindungen drängten sich für beide in diese Sekunde, welche Gefühle loderten, wie vom Blitz entzündet, in hellen Flammen auf!

Es war Hertha, als treffe sie des Himmels Rache für den Frevel, den ihr Herz begangen hatte, und Robert fühlte, daß der Mann, den man jetzt hinauftrug in seine Behausung, dessen Fluch ihm noch in den Ohren gellte, zwischen ihn und sie eine Scheidewand lege, welche nur in Gedanken anzutasten, schon ein Verbrechen wie Tempelschändung sei.

[93] Und er wußte es, daß er sich Herthas stolzes, edles Herz erobert hatte. Den Brief, den er von ihr erhalten, hätte sie nicht zu schreiben vermocht, wenn sie ihn nicht wert gehalten des größten Vertrauens, das ein Weib einem Manne zu bieten vermag. Und so hatte er denn keinen Augenblick geschwankt, es ihr gleichzuthun. Wie sie die weibliche Scheu überwunden, so hatte er lieber seine äußere Ehre dem Gespött, seinen männlichen Mut dem Zweifel preisgegeben, als sich ihrem Bruder zum Kampfe zu stellen und sich der Gefahr auszusetzen, vielleicht durch ein Spiel des Zufalls das Blut Georgs zu vergießen.

Die Versöhnung zwischen Fürst und Volk hatte in ihm die leise Hoffnung geweckt, auch die Vorurteile Herthas gegen die Anschauungen, für die er gekämpft hatte, vielleicht noch besiegt zu sehen — der wilde Fluch des Generals war die Antwort auf diesen Traum.

Robert stand da, als habe die Hand, welche eine Blume im frischen Grün pflücken gewollt, in ein offenes Grab gegriffen, als starre sein Auge in eine Gruft, die sich plötzlich aufgethan, und sähe Moder, wo er die Keime erwachenden Frühlings zu finden gehofft hatte.

Da legt sich eine zarte, weiße Hand auf seinen Arm. Er fährt erschrocken auf. Sein bleiches Antlitz schaut verstört. Das Schicksal hat in seiner Brust gewütet, wie der Herbstwind in dem Laub der Eiche. Er erstickt den Trieb des Lebens, aber er rafft die Blätter nicht fort. Das abgestorbene Laub hängt welk am Baum und tanzt auch noch im Winter, der Herbst entblättert die Eichen nicht. Erst wenn der Frühling wieder in der Welt erwacht, zeigt es sich, ob auch die Eiche sich wieder zu verjüngen vermag, oder ob der

Stamm erstorben ist unter den verdorrten Blättern.

»Ich muß dich sprechen, Robert,« flüsterte Julie Bergmann, »komm zu uns herein! Aber was ist dir? Du siehst sehr leidend aus. Du fieberst, deine Hand ist eisig kalt!«

»Laß mich, ich bin nicht krank. Ich warte hier auf deinen Vater, er ist oben beim General. Ich habe ihm nur zwei Worte zu sagen, ich will dann mit dem nächsten [94] Zuge fort nach Hamburg. Bringe mir das Billet, das ich dir gegeben habe!«

»Ich habe es nicht mehr,« stotterte sie errötend; sie fürchtete einen heftigen Vorwurf ob ihres Wortbruches zu hören. »Hertha sah es bei mir, sie ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihr den Brief geben. Verzeihe mir, Robert!«

Einen Augenblick stieg ihm das Blut ins Antlitz, als wolle er zürnen, dann aber flog ein bitteres Lächeln über seine Züge.

»Du darfst nicht fort, Robert! Komm zu mir herein, ich habe dir viel zu sagen!« flehte sie, beängstigt von seinem verstörten Aussehen.

Robert wollte die Hand abstreifen, die Julie kosend um seinen Nacken schlang, um ihn fortzuziehen, aber sie hielt ihn um so fester.

»Hertha will es nicht,« rief sie. »Hertha liebt dich, Robert.«

Er schaute sie an, eine düstere Glut flammte in seinen Augen auf, und ein mächtig wallendes Gefühl ließ seine Brust sich heben. »Ja,« antwortete er mit unendlicher Bitterkeit, »sie liebt mich, wie man den Bösen liebt und zu Gott schreit, er möge uns nicht versuchen. Ich weiß es, daß sie vor mir bis an das Ende der Welt fliehen möchte. Ich gehe. Der alte Mann hatte es nicht nötig, mir zu fluchen.«

Der Stadtrat kam die Treppe herab. Er bemerkte die Erregung nicht, in der sich Robert befand, und erklärte sich das schreckensbleiche, bestürzte Aussehen Juliens wohl durch die Besorgnis für den General. »Es wird hoffentlich nicht viel zu bedeuten haben,« sagte er, »es geht schon wieder besser. Der General ist wie eine alte, zerschossene Fahne aus dem vorigen Jahrhundert. Das nimmt nichts von der neuen Zeit an, will auch von ihr nichts wissen, der alte Staub ist ihr heilig.«

»Warten wir es ab,« versetzte Robert, der sich rasch wieder gesammelt hatte, »ob die neue Zeit solche Treue findet und solche Männer schafft.«

»Väterchen,« rief Julie, »halte du den Vetter fest! Robert will fort

ins Ausland.«

[95] Bergmann schaute Bork betroffen und überrascht an.

»Ist das wahr?« fragte er. »Was treibt dich fort, jetzt, wo das Volk gesiegt hat?«

»Mich ekelt der Triumph an, mit dem Berlin einen Sieg feiert, der jedoch die Stadt beschämt. Das Verratgeschrei war eine Lüge. Der König hat es heute bewiesen, daß er keinen Kampf wollte.«

Bergmann traute seinen Ohren nicht, solche Worte von Robert zu hören.

»Um so mehr Grund für dich, hier zu bleiben. Die Stadt braucht Männer, die besonnen und versöhnlich denken. Was willst du im Auslande?«

»Ich werde in Deutschland bleiben. Die Ereignisse dieser Nacht haben meine Entschlüsse geändert. Ich werde irgend wohin gehen, wo man diese Farben,« damit riß er sich die Schärpe von der Brust, »wieder zu Ehren bringt. Hier in Berlin ist dieses Banner, welches im Kampfe für deutsche Einheit und Freiheit erhoben werden sollte, in unreine Hände geraten.«

»Könnte Hertha dich hören!« klang es von Juliens Lippen, und hell und freudig strahlte es aus ihren Augen. Und eine warme, selige Rührung gab diesen Augen einen noch schöneren Glanz, als Robert jetzt von der Verwundung Georgs berichtete.

»Der Schuhmacher hat mir alles erzählt,« schloß er. »Der wackere Mann hat mir aber auch gestanden, daß Georg Witten nicht der einzig Schuldige am Verderben seiner Tochter ist. Er hat schlimme Dinge von dem Mädchen erfahren. Sagen Sie das dem General, es wird ihn erfreuen und beruhigen!«

Robert ließ sich nicht bewegen, seine Entschlüsse zu ändern. Auch der Stadtrat sah ihn nur mit Wehmut scheiden.

[95]

9. Kapitel.

Vater und Sohn.

Schon die ersten Tage, die auf den Sieg der Revolution folgten, bewiesen, daß die Bürgerschaft nicht imstande war, die entfesselten Leidenschaften des rohen Pöbels zu [96] zügeln. Wurden auch Mord und Plünderung verhindert, so war das einerseits der Erziehung des Volkes zu danken, die große Masse vermochte nicht, in einem Tage die altgewohnte Scheu vor den Gesetzen der Religion und der Gesellschaft abzuschütteln. Dann aber wußte man, daß die Truppen, welche zwar auf Befehl des Königs in herrlicher Disziplin die Stadt verlassen und dabei selbst Beschimpfungen jeder Art hingenommen hatten, einen eisernen Gürtel um Berlin zogen und jeden Augenblick bereit waren, die Stadt zu erstürmen. So unterblieben denn Ausschreitungen, welche die Bürgerschaft veranlassen konnten, schon jetzt um ihrer eigenen Interessen willen den Ausmarsch der Truppen zu beklagen, aber man unterließ es, die Person des Königs vor Beschimpfungen zu schützen, und das brandmarkte diese Revolution mit einem Fluche, der nicht ungerächt bleiben konnte. Es mußte jede edel denkende Natur vor Scham erröten machen, daß man den König, der im Vertrauen eines poetischen Gemüts auf Menschendank, in dem Glauben, durch eigene Demütigung die Gegner zu versöhnen, das siegreiche Schwert von sich geworfen hatte, dem brutalen Hohne des Pöbels bei der Leichenparade gefallener Barrikadenkämpfer preisgab.

Die Bürgerschaft hatte sich beim Kampfe neutral gehalten; der Sieg, der ihr in den Schoß gefallen war, fand sie derart unvorbereitet, daß sie den Ernst der ihr jetzt obliegenden Pflichten erst begriff, als das in sie gesetzte Vertrauen des Monarchen schon die bitterste Täuschung erlitten hatte.

Es war kein Sieg der Revolution, sondern ein solcher der Konfusion, der das Saatkorn der Reaktion bereits im Schoße trug.

In der Familie Bergmanns herrschte eine gedrückte Stimmung. Der Baron von Asten zeigte, daß er ernst entschlossen sei, an der Erklärung, die er gegeben hatte, festzuhalten. Er war mit den

Truppen ausmarschiert, und als der Stadtrat seine Tochter in ihrer Wohnung aufsuchen wollte, fand er letztere verschlossen. Man gab ihm einen Brief, den Elise ihrem Hauswirte zur Besorgung hinterlassen hatte. Sie kündigte darin ihren Eltern an, daß sie [97] auf Wunsch ihres Gatten sich mit ihrem Kinde zu Verwandten desselben nach Pommern begeben wolle. Sie bat ihren Vater, ihr zu verzeihen, wenn sie nach dem Gebote Gottes ihrem Manne folge und gehorche.

Es war eine arme, aber stolze Familie, bei welcher Bergmanns Tochter ein Asyl suchte, anstatt sich zu ihren Eltern zu begeben; es war eine Familie, welche schon bei der Verlobung Astens mit Elise ihre Mißbilligung seiner Wahl nicht verheimlicht hatte, obwohl ihr die Person der Braut unbekannt war. Jetzt, wo Asten mit dem reichen Schwiegervater gebrochen hatte, dessen Denkungsweise nicht mit der dieser alten Soldatenfamilie harmonierte, öffnete man der Gattin Astens die Arme.

Frau Gertrud Bergmann sprach es offen aus, daß Elise recht gehandelt habe, und daß ihr Asten jetzt achtungswerter als je erscheine. Klang ein schmerzlicher Ton durch diese Worte, so lag in diesem der einzige Vorwurf, den sie ihrem Gatten machte. Je leiser er war, um so tiefer drang er ins Herz. Und der Stadtrat mußte sehen, wie auch sein Lieblingskind die rosigen Blüten der Wangen verlor, wie das so klare, in heiterem Sonnenscheine sich spiegelnde Auge Juliens trübe verschleiert blieb.

Die Thüre des Generals war Bergmann verschlossen, so oft er auch kam, sich nach dem Befinden des alten Herrn zu erkundigen. »Verargen Sie es meinem Vater nicht,« sagte Hertha eines Tages zu ihm, um der Wiederholung seiner Besuche ein Ende zu machen, »daß er nicht persönlich für Ihre Teilnahme danken will. Es würde die Erregung nur steigern, die seine Genesung verhindert, wenn er jemanden sieht, der im Herzen gleichfalls die heutigen Zustände herbeigewünscht hat.«

Der Schleier edlen Duldens, stillen, aber tiefen Schmerzes lag auf den marmorbleichen Zügen Herthas, als der Stadtrat erwiderte, wie sogar sein Neffe Bork sich über die Ausschreitungen geäußert habe, und daß er selber gewiß die Gefühle des Generals nicht verletzen werde. Die Bewunderung, welche man jetzt der Hochherzigkeit des Königs und der Disziplin der Truppen zolle, gleiche vieles aus, was früher die Gemüter erbittert habe.

[98] »Ich glaube Ihnen das,« versetzte sie, »aber ein alter Mann

vergiebt es nicht, wenn man ihm das Heiligste antastet. Mein Vater wird mit dem Fluche gegen alle, welche gegen den König gestanden und ihn zum Nachgeben verleitet haben, in die Grube sinken. Ihr Anblick würde ihn daran erinnern, daß ein Mann, der Ihnen nahe steht, und der auf den Barrikaden gefochten, ihm wider seinen Willen das Leben gerettet hat.«

Hertha sprach das mit einem Beben der Stimme, welches verriet, wie furchtbare Qualen es ihr kostete, Roberts zu erwähnen. Sie war erst vor einer Stunde vom Besuche bei ihrem Bruder zurückgekehrt und hatte eine Scene mit ihrem Vater gehabt, von der ihr noch jetzt das Herz blutete.

Wir gehen, um Herthas Stimmung zu erklären, eine kurze Spanne Zeit in unserer Erzählung zurück.

Im Hause der Gräfin Meran liegt Georg von Witten an einer Verwundung darnieder, die zwar nicht gefährlich für sein Leben, aber unendlich schmerzhaft ist. Wir haben erwähnt, wie man ihn noch während des Kampfes hierher gebracht hatte. Die Parterre-Etage des Hauses bewohnt ein Arzt, der auf Veranlassung der Gräfin ihn in Pflege behielt.

Man hat Georg die Stahlfedern aus dem Bein geschnitten. Hertha, die von Julie erfahren hat, wo ihr Bruder sich befindet, erscheint an seinem Krankenlager, aber sie findet ihn im Wundfieber, in gräßlichen Phantasien befangen. Er sieht Gespenster, die ihn verfolgen und deren Haß er durch eigenes Verschulden heraufbeschworen hat.

Edith Meran ist bei dem Kranken. »Als man ihn hier bettete,« erzählte sie, »glaubte Ihr Bruder, er müsse sterben. Er bat mich, Robert Bork zu versichern, daß er weder ihn noch mich erkannt habe, ehe er den Degen gegen Bork zückte. Er hatte in dem Augenblick, als er mit der Truppe die Kaserne verlassen mußte, um die Thorwache zu verstärken, einen Brief Borks erhalten. Dieser Brief habe ihn tief beschämt. Der Dienst habe es ihm unmöglich gemacht, darauf zu antworten, aber er hätte sich lieber den rechten Arm abhauen lassen, als ihn wissentlich gegen den Mann erhoben, der ihm zum zweitenmal ein schweres Opfer gebracht habe.«

[99] »Zum zweitenmal?« klang es stöhnend aus der Brust Herthas.

»Ja, liebe Hertha, Ihr Bruder hat das nicht nur mir erklärt, sondern auch seinem Kommandeur gemeldet, als er demselben den Brief Borks zeigte. Er bekannte, daß falsche Scham und Furcht ihn früher zurückgehalten habe, zu gestehen, daß Bork vor Jahren für

ihn und andere Genossen einer Burschenschaft sich geopfert, sich als den Schuldigen angegeben und die Strafe erduldet habe. Ihr Bruder hat erklärt, die abermalige Schonung von seiten Borks nicht annehmen zu wollen: er bereut den Haß, zu dem die Scham ihn verleitet habe.«

In Herthas Brust wogte und wallte es, als wolle das Blut die Adern sprengen. Sie fühlte, sie wußte es, um wessenwillen Robert sich zum zweitenmal für jemanden opferte, der sich unwürdig des ersten Opfers gezeigt hatte. Und sie fühlte es instinktmäßig, daß Edith in ihrer Seele gelesen und ihr Geheimnis erraten habe. Ihr Auge hatte keine Thräne, aber das wogende Gefühl erpreßte sich ein krampfhaftes Schluchzen, als wolle sie ersticken unter der Flut von Weh und Schmerz und unter einem Jubel, den sie nicht laut werden lassen mochte.

Da zog Edith sie an ihre Brust: »Gestehe es, daß du Robert liebst, gestehe es dir selber,« rief sie, »ich weiß [100] es längst. Warum scheust du dich davor? Du weißt es ja, wie er nach einem Gruße deines stolzen Herzens schmachtet. Er ist es wert, und wärst du eine Fürstin, er ein Bettler.« Herthas Augen gingen über; endlich brach das Gefühl alle Schranken, die es eingedämmt hatten, und eine Flut von Thränen ergoß sich über ihr Antlitz. Sie weinte laut.

»Wird es dir so schwer, zu erkennen, daß du glücklich bist,« lächelte Edith. »Du liebst und wirst von einem edlen Manne geliebt. Bork war hier. Er wollte den Kommandeur Georgs aufsuchen und für deinen Bruder sprechen, dann aber nach Holstein gehen. Er wird zurückfliegen, wenn ich ihn rufen darf — —«

»Niemals!« unterbrach sie Hertha, und sich von ihrer Brust losreißend, starrte sie die Gräfin an, als ob alles, was eben in ihr getobt hatte, plötzlich erkaltet sei. Einem schneeflimmernden Wintermorgen glich dieses schreckensbleiche Antlitz in Thränen. »Wo denkst du hin! Ihn rufen! Nie — niemals! Soll ich meinem Vater die Grube graben, soll er mich verachten und verfluchen? Laß Bork sein Elend tragen, wie ich es trage, das Schicksal hat es so verhängt. Es ist unerbittlich grausam. Die Qualen, die ich erlitten habe, waren schon bitter genug, als ich nur den Zweifel zum Troste hatte, als die Verachtung des Rebellen mich gegen mein armes Herz wappnen konnte. Nun bin ich trost- und wehrlos und elend und muß mich selber verachten. Darf man lieben, was das heiligste Gefühl in uns empört, muß ich mich da nicht vor mir selber entsetzen?«

Hertha riß sich los, in furchtbarer Erregung kam sie nach Hause. Sie sagte dem Vater, was sie von Edith gehört hatte. — Der alte Herr sprach kein Wort. Schweigend hörte er sie an. Endlich bewegte sich die Lippe. »Das Ehrengericht,« sagte er mit tonloser Stimme, »wird den Leutnant von Witten kassieren. Du wirst nicht mehr zu dem Verwundeten gehen. Ihm wäre besser, er wäre gefallen. Sein Erbteil mag er durch meinen Bankier erheben. Rede mir nicht mehr von ihm.«

Atemlose Stille herrschte im Zimmer. Hertha wagte nicht, ein Wort für den Bruder zu sprechen. Sie kannte [101] den Vater, da gab es keinen Widerspruch. »An den andern,« fuhr der General nach einer Pause fort, »dem es beliebt, gegen mich und den Leutnant von Witten die Rolle des Edelmütigen zu spielen, mußt du schon in meinem Auftrage schreiben. Ich lasse ihm sagen, daß ich nicht dankbar dafür sein kann, mir von einem Rebellen gegen Se. Majestät Verpflichtungen aufgedrungen zu sehen, ich verbitte mir das.«

»Herr Bork ist nicht mehr in Berlin, Vater. Er soll nach Holstein gegangen sein.«

»Da ist ja wohl auch Rebellion! Es wird bald kein Fleckchen Erde mehr geben, wo ein ehrlicher Mensch sein Grab suchen mag,« murmelte der General.

Die Zofe meldete den Besuch des Stadtrates. Wir haben gesehen, wie Hertha denselben im Namen ihres Vaters ablehnte. War Bergmann der Gang hinauf nicht leicht geworden, so war ihm jetzt das Herz noch schwerer. Durch harte Arbeit, rastloses Streben hatte er, als armer Handwerker beginnend, sich zum reichen Manne und angesehenen Würdenträger der Stadt emporgeschwungen. Mit der Politik hatte er sich erst zu beschäftigen begonnen, als er in eine unabhängige Lage gekommen war und sich neben anderen unschuldigen Eitelkeiten auch die gestatten durfte, diese oder jene politische Ansicht zu vertreten. Er war ein Mantelträger, aber nicht um Carriere zu machen, sondern weil er nie Gelegenheit gehabt hatte, die neueren zeitbewegenden Ideen zu studieren; seine politische Haltung war nicht aus Frivolität von jedem Wechsel des herrschenden Windes beeinflußt, sondern war eine schwankende, weil er als ruhiger Bürger und gehorsamer Unterthan jedem politischen Leben ferngestanden hatte, bis er in den Strudel der kämpfenden Parteien hineingerissen worden war.

Den meisten Vätern der guten Stadt Berlin, selbst dem Bürger-

und Oberbürgermeister erging es nicht viel besser. Auch diese hatten nicht gewußt, wie sie bei der Erbitterung zwischen Civil und Militär in kritischen Augenblicken ihre Loyalität gegen den König mit ihren Pflichten gegen die Bürgerschaft in Einklang bringen konnten. Und jetzt, als Bergmann Personen, die er hochachtete, den Trost [102] hatte bringen wollen, daß eine versöhnliche Stimmung gegen die Truppen sich Bahn breche, da rechnete man es ihm als ein Verbrechen an, daß er mit den Siegern sympathisiert hatte! Anstatt wie sonst, sich allem zu unterwerfen, was der König sanktionierte, stieß der General einen Fluch des Hasses gegen die jetzigen Stützen des Thrones aus!

Wie gern hätte der Stadtrat alles nach Kräften gethan, den Frieden zu schließen und wieder glückliche Gesichter in seinem Hause zu sehen! Mit Freuden hätte er jetzt Astens Schulden bezahlt und ihm gesagt, daß er in der Leidenschaft zu weit gegangen sei, daß er in der Disziplin der Truppen das Werk des Prinzen von Preußen bewundern gelernt habe!

»Die Menschen da oben sind furchtbar!« sagte er, als er zu den Seinen zurückgekehrt war. »Sie wollen sich absperren, als wäre die Welt um sie her verpestet. Da ist kein menschliches Fühlen mehr zu finden, nur Groll und Haß und Verdammen. Vom eigenen Sohn will der Vater sich lossagen, weil er gefehlt hat, und er verflucht den, der ihm das Leben gerettet und seinen Sohn geschont hat. Und Hertha denkt wie der Alte; ob es ihr das Herz bräche, sie würde, glaube ich, keinen Finger erheben, führte man Robert zum Richtplatz, und ein Wink von ihr könnte ihn retten. Das sind Menschen aus einer anderen Zeit, wie man Bilder aus dem Altertume sieht, in Stein gehauen, starr und streng und kalt.«

»Das Unglück erbittert und macht hart,« murmelte Frau Gertrud. »Ich war noch ein Kind, aber mir schwebt stets vor Augen, als wäre es gestern, wie mein seliger Vater auch gegen meinen Bruder Max den Fluch ausstieß und dann zusammenbrach, als wäre er tot. Er hatte das rechte Bein bei Torgau gelassen, er mußte sich kümmerlich durchschlagen als Invalide, aber wenn man vom großen Könige sprach, nahm er sein Käppchen ab und sah aus, als könne er mit seinem Stelzfuße noch einmal in die Schlacht ziehen, wenn der alte Fritz ihn rufe. Er hatte geweint, als die Franzosen ins Land kamen, und er mochte seine alte Montur nicht mehr vor Augen sehen, als er hörte, daß auch sein altes Regiment die Fahnen verloren und [103] kapituliert hatte. Er ging nicht aus dem Hause, als

die Franzosen in Berlin einzogen. Da kam eines Tages der Max ins Haus gestürzt — er war in der Lehre bei einem Schneider — und erzählte, er habe den großen Kaiser durch das Brandenburger Thor ziehen sehen, und alles hätte »Hurra Napoleon!« gerufen.

»Du auch!« fragte mein Vater, und es war, als ob Feuer aus seinen Augen lodere. Der Max ward totenbleich. »Daß dich Gott verdamme!« schrie der Vater, und der Max hat das Haus nicht wieder betreten dürfen, bis er fast acht Jahre später mit einem Arm, aber mit dem Kreuz von Eisen auf der Brust und dem Landwehrkreuz auf dem Tschako wieder anpochte. Ich werde das nie vergessen. Sage mir nichts gegen den alten General. Du bist nie Soldat gewesen. Du kennst das nicht, August.«

Der Stadtrat wandte sich ab, aber in Juliens Augen leuchtete es hell auf. In atemloser Erregung hatte sie den Worten der Mutter gelauscht und das Ahnen eines in Gottvertrauen hoffenden Herzens sagte es ihr, daß auch Georg es gelingen werde, seinen alten Vater zu versöhnen. Was Robert über Georg gesagt hatte, richtete ihren Glauben an den Geliebten wieder auf.

[103]

10. Kapitel.

Wandlungen.

Zwei Jahre sind dahingegangen, die Welt zeigt ein anderes Bild. Der Karneval der Volksherrschaft in Berlin ist längst vorüber; ohne Widerstand zu finden, sind die Truppen, welche teilweise an dem Feldzuge gegen die Dänen teilgenommen haben, wieder in Berlin eingerückt, aber die Reaktion, die ohne Blutvergießen der Revolution ein Ende bereitet, ist ein kalt hassender, grausamer Sieger. Sie mordet ihre Feinde nicht, sie tritt den Gegner nieder, sie schickt den Feind, der ihr ehrlich getrotzt hat, ins Zuchthaus, vernichtet seine Existenz und liebäugelt mit den feigen Mantelträgern, den heuchlerischen Renegaten, sie verdirbt das Volk.

Unerbittlich gegen die inneren Feinde ist die Politik des Ministerpräsidenten von Manteuffel, feige und schwankend [104] aber dort, wo es gilt, die Machtstellung Preußens nach außen zu wahren. Man vermag nicht mit Ehren aus Verwickelungen herauszukommen, welche dadurch entstanden sind, daß der König sich im Sturme der Revolution, mit der man jetzt brechen will, an die Spitze Deutschlands gestellt hat, und man entblödet sich nicht, die deutschen Lande, für welche man das Schwert gezogen hat, zu verraten. Man läßt Schleswig-Holstein sich verbluten und giebt es dann der Rache der Dänen preis. Um den Frieden zu erhalten, versteht man sich zu der Demütigung von Olmütz, das Reich Friedrichs des Großen läßt sich ohne Schwertschlag aus der Zahl der Großmächte streichen.

Der General von Witten ist in den zwei Jahren sehr gealtert und hinfällig geworden. Er hat schon längst die Wohnung im Hause des Stadtrates mit der in einem billigeren Stadtteile vertauscht; bei der Verteuerung aller Lebensbedürfnisse muß er sich mit seiner Pension einschränken. Er sitzt in seinem Lehnsessel, und Hertha muß ihm aus der Zeitung die Neuigkeiten vorlesen. Zuerst die Nachrichten aus Schleswig-Holstein. Georg ist wie viele andere preußische Offiziere zur Armee der Herzogtümer übergetreten, er hat sich in verschiedenen Gefechten ausgezeichnet, und der alte General hat

auch sonst nur Gutes von ihm gehört. Das hat das Herz des Vaters wieder versöhnt. Aber der alte Herr denkt jetzt auch milder über vieles andere, was ihn ehedem wild erregt hat. »Nichts davon!« ruft er, als Hertha die Berichte über Verfolgungen und Verhaftungen von Demokraten, Konfiskationen von Zeitungen vorlesen will. »Überschlage das, diese Hetzjagden der Polizei sind mir zum Ekel! Steht nichts im Blatte von dem Z.-Korrespondenten der Freien Zeitung? Möchte mir wohl das Blatt halten, in dem die vollständigen Artikel stehen, von denen wir nur Auszüge zu lesen bekommen! Ich thät's, wäre es nicht eine Demokratenzeitung. Aber, was der Mann schreibt, ist mir aus der Seele gesprochen; es ist eine Schande, daß wir vor Österreich zu Kreuze kriechen! Mag der Mann ein Demokrat sein, er hat ein preußisches Herz.«

»Hier ist eine Notiz.« rief Hertha, welche die Zeitung [105] mit den Augen überflog. »Die gestrige Nummer der Freien Zeitung,« las sie, »ist wegen eines Artikels ihres Z.-Korrespondenten über auswärtige Politik konfisziert worden. Der Polizeipräsident von Hinckeldey soll der Verlagshandlung angekündigt haben, daß er durch Konfiskation die Fortexistenz des Blattes vernichten werde, wenn man den Z.-Korrespondenten nicht nenne, dessen Angriffe auf die Politik der Regierung in dem erwähnten Artikel alles Dagewesene überschreiten sollen. Übrigens erfahren wir von anderer Seite, daß die Polizeibehörde bereits die Spur des Gesuchten gefunden hat. Derselbe soll sich noch bis vor kurzer Zeit in Rendsburg aufgehalten haben.«

»Man wird ihn einsperren!« murmelte der General. »Das kennen wir ja!«

Der Postbote brachte einen Brief mit dem Stempel »Hamburg«. »Nachricht von Georg!« rief Hertha, das Siegel erbrechend. Der General schaute erwartungsvoll auf. Nach der Auflösung der Holsteinschen Armee waren die ehemals preußischen Offiziere derselben, welche nicht schon früher zurückgetreten waren und noch bei Idstedt und vor Friedrichstadt gefochten hatten, existenzlos. Georg hatte sich wie mehrere andere bis jetzt vergebens um Wiederanstellung im preußischen Dienste bemüht.

»Sein Gesuch ist abgeschlagen?!« sagte der General, als er Herthas Wangen in jähem Wechsel erröten und erbleichen sah.

»Ein neues Unglück!« murmelte der alte Mann. »Was ist es, Hertha! Rede.«

Herthas Augen erglänzten in Thränen. »Ich kann es kein Unglück

nennen, Vater — mir ist, als müßte ich jubeln, und doch liegt Gottes Hand schwer auf uns. Das Gesuch Georgs ist abgeschlagen.«

»Abgeschlagen? Und ich hatte auch an den König geschrieben! Aber ich verstehe dich nicht, Mädchen, was redest du von Jubel?«

»Vater, Georg hat einst schlecht gehandelt. Er hat sich eines Freundes geschämt und ihn verleugnet; denke an den Mann, der einst als Strafgefangener in G* —.«

Der General unterbrach sie. Er zog die Brauen [106] finster zusammen. »Du weißt, daß ich von dem Menschen nichts hören will. Es ist mir keine Ehre, daß ein Schurke, der auf den Barrikaden gestanden hat, mir damals seinen Schutz aufdrang. Wie kommst du auf den Mann?«

»Georg schreibt von ihm.«

»Hat sich der Mensch ihm gestellt? Hat er sich mit Georg duelliert?«

»Du hast es wohl vergessen, Vater, daß durch eine Ehrenerklärung, welche Herr Bork damals zu Gunsten Georgs abgab, die Angelegenheit beigelegt wurde!«

»Ich vergesse nichts. Ich habe dem Mann dafür auch keinen Dank wissen können. Wenn es nicht Feigheit war, so beschämte er meinen Sohn — doch das hat Georg mit ihm abzumachen. Was schreibt der Junge?«

»Darf ich dir den Brief vorlesen, Vater?«

Der General nickte zustimmend.

»Meine liebe Schwester,« las Hertha mit einer von tiefer Bewegung bebenden Stimme, »mein Gesuch um Wiederanstellung in der Armee ist abgelehnt worden. Ich habe mir das selbst durch eine Handlung zugezogen, welche ich trotz ihrer Folgen nicht bereue. Ich bin überzeugt, daß Du meine Beweggründe verstehen und billigen wirst. Du weißt, daß eine alte Schuld gegen den ehemaligen Privatdozenten Bork schwer auf mir lastete —.«

»Eine alte Schuld?« rief der General.

»Ja, mein Vater. Heute darf ich es dir sagen. Herr Bork ist damals in Königsberg verurteilt worden, weil er die Schuld anderer auf sich genommen hatte —.«

»Weil er junge, unreife Menschen verführt hat —.«

»Laß mich weiter lesen.«

Und ohne die Antwort des Generals abzuwarten, fuhr Hertha im Vorlesen des Briefes fort.

»Ich baue darauf, liebe Schwester, daß Du den Vater mit dem

versöhnen wirst, was mir die Pflicht bot, für einen Mann zu thun, dessen edle Schonung meiner Person mich wiederholt beschämt hat. Ich fand schon früher in Schleswig Gelegenheit, Bork die Hand zu drücken. Er hat sich in den Herzogtümern die allgemeine Hochachtung, selbst die der preußischen Generale erworben, während er [107] im Komitee für die Landesverteidigung arbeitete, und er gehörte nicht zu den Letzten, welche den Mut hatten, für deutsches Recht und deutsche Ehre einzustehen, als man die unglücklichen Herzogtümer der Rache der Dänen überlieferte.«

Der General lauschte mit Aufmerksamkeit, welche sich steigerte, als die Stimme Herthas zitternder, unsicherer, bewegter wurde. Ihr Antlitz schien wie in Gluten verklärt und ihr Auge erglänzte in Thränen, als sie die folgenden Zeilen las: »Ich erfuhr,« so lauteten dieselben, »daß auf Ansuchen der Dänen die Verhaftung Borks in Rendsburg beschlossen worden war, da er sich auch die Bundeskommissarien durch Artikel, die er für die ›Freie Zeitung‹ als Z.-Korrespondent geschrieben, zu Feinden gemacht hatte; es gelang mir, ihn rechtzeitig zu warnen und ihm zur Flucht zu helfen. Das hat man mir verdacht.«

Hertha stockte und vermochte auf kurze Zeit nicht weiter zu lesen.

»Zürne nicht, Vater,« schluchzte sie dann und ergriff die Hand des alten Mannes, dem das Haupt tief auf die Brust herabgesunken war, während sie gelesen. »Du sagtest, der Mann habe ein preußisches Herz, der diese Artikel geschrieben hat. Mag er früher gefehlt haben — —«

Der General ließ sie nicht aussprechen. Er schaute sie mit einem unbeschreiblichen Blicke der Rührung und Liebe an.

»Ich zürnen?« rief er. »Georg hat recht gethan. Du bist ein braves Mädchen, und mag uns der Herrgott noch Schwereres senden, er hat mir das Beste [108] gegeben, ich kann meinem Jungen wieder die Hand drücken! Er braucht nicht mehr vor dem Manne zu erröten und ich auch nicht. Und war der Mensch auch ein Rebell — es haben viele gesündigt und den Narrentanz mitgemacht, die jetzt einen anderen Mantel umgehängt haben und lieber die preußische Ehre mit Füßen treten lassen, als das Geschehene begraben.«

Hertha war auf die Knie gesunken und netzte die Hand des Vaters mit Thränen.

»Was ist dir, Kind!« lächelte der alte Herr. »Wir beide haben einander immer verstanden. Hätte ich es dazu, ich würde dem

Manne, der jetzt so brav zu schreiben versteht, meine Hilfe anbieten, obwohl er in jener Nacht — — aber er hat ja hier den Stadtrat und andere, die ihm näher stehen und mehr vermögen als ich.«

»Er ist in Not!« rief Hertha. »Georg schreibt, Bork sei ohne alle Mittel und habe sich wahrscheinlich hierher, nach Berlin gewendet. Darf ich zu Bergmann gehen? Wie ich Bork kenne, wird er schwerlich Hilfe suchen, wo man sie ihm nicht entgegenträgt. Du hast gehört, daß die hiesige Polizei auf ihn fahndet. Bergmann ist sehr vorsichtig und ängstlich; unglücklicherweise ist Edith Meran verreist.«

»Thue, was du willst, mein Kind, aber woher willst du so genau wissen, daß der Mann deine Fürsprache braucht? Du kennst ihn ja kaum.«

»Ich will dich nicht täuschen, Vater. In dieser Stunde kann ich es dir sagen. Nächst dir und Georg ist mir nie ein Mensch näher getreten, als Robert Bork, obwohl ich gekämpft und gerungen, obwohl ich versucht habe, ihn zu verachten und zu hassen. Und ich weiß es, damit ich ihn nicht hassen dürfe, zwang er damals seinem Stolze, seinem gerechten Grolle die Erklärung ab, die vor der Welt meines Bruders Ehre von einem Flecke erlöste. Er hat mir eine Schuld aufgezwungen, die ich niemals abtragen kann. Das hat auf mir gelastet bis heute.«

»Hertha, du liebst ihn — du!«

»Sorge nicht, mein Vater. Ich weiß, was ich dir und mir selber schulde. Ich werde es mit mir ins Grab nehmen, was ich still getragen habe, ohne zu klagen.«

[109] »Mein armes Kind! Wäre er nur arm wie du, ich würde mich nicht daran stoßen, daß er dir keinen adligen Namen zu bieten hat. Aber ich könnte es nicht ansehen, daß ein Mann, der die Waffen gegen seinen König erhoben, der den Schandlappen auf der Brust getragen hat, seine Hand in die meines Kindes legt. Lasse mich die Augen schließen, ehe ich das sehe.«

»Niemals, Vater! Auch wenn du nicht mehr bist, wird deine Tochter sich nie verleugnen. Aber wer denkt daran! Was ich dir gestanden habe, sagte ich nur, damit Wahrheit zwischen uns sei. Der Mann ist jetzt in Not und Gefahr, der mir dein Leben erhalten hat, obwohl du ihm das nicht danken mochtest. Ich trage eine Schuld ab, mehr will ich nicht.«

Sie erhob sich, und mit tief schmerzlichem Blicke in

unbeschreiblichem Weh schaute ihr der Alte nach. »Es waren viele angesteckt von dem Gifthauche,« murmelte er vor sich hin, »auch dein eigenes Fleisch und Blut. Und jener Mann hatte keinen Vater, der ihn dem Strudel entriß, keinen Namen, der ihn verpflichtete, an seine Familie zu denken. Und er schreibt jetzt, als schlage ein Soldatenherz in seiner Brust. Und der König selbst hat jene Farben getragen.«

»Aber, was soll daraus werden! Arme Hertha! Sie wird allein dastehen, wenn du nicht mehr bist, und wird sehen, wie man alles in Stücke schlägt, was die gute alte Zeit gefestet hat, und wie man derer spottet, die stolz auf ihre Treue zum Throne und den alten Ruhm unserer Geschichte waren. Müssen es Rebellen sein, welche den Schimpf von Bronzell nicht ertragen wollen? Läge in jenem Geist, der die Revolution geboren hat, das Saatkorn zu einer neuen Zeit? — — Sie sagen es, sie wollten die Einheit Deutschlands! Der Ruf klang auch 1813 durch alle Gauen, und wir schlugen die Franzosen!«

So träumte der alte Herr. Da klang aus der Nachbarwohnung herüber die Melodie vom Liede »Prinz Eugen.« Aber man sang einen andern Text zu der alten Weise.

Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr' zu deinen Truppen wieder
Heißgeliebter General!

[110] Es war der Gesang, den Fritz von Gaudy für die ihres Führers beraubten Garden gedichtet hatte, als die Truppen aus Berlin ausgezogen waren.

Der alte General stimmte leise mit ein in den Gesang, und eine Thräne rann ihm in den weißen Bart.

[110]

11. Kapitel.

Ungeahnter Ausgang.

Im Hause des Stadtrats sitzt man bei der Tafel. Es ist heute der Geburtstag der Frau Gertrud. Asten und Elise mit ihren Kindern befinden sich im Familienkreise. Schon längst ist die Aussöhnung erfolgt, nach welcher der Stadtrat sich wohl am unruhigsten gesehnt hat, da er sich am schuldigsten fühlte. Asten hat es bewiesen, daß nur die anfängliche Freigebigkeit Bergmanns ihn verleitet hatte, die Börse des Schwiegervaters für allzu gefällig zu halten. Seit er sich zu Einschränkungen bequemt, ja, seit er sogar mit Elise gedarbt hat, um seine Schulden zu tilgen, seit es ihm zur Ehrensache geworden ist, dem Stadtrate nicht wieder das Recht zu beleidigenden Vorwürfen zu geben, ist ihm die Frau, welche seinetwegen gewohntem Komfort entsagt, doppelt lieb und wert geworden; er hat das Glück häuslichen Lebens kennen und schätzen gelernt wie nie zuvor. Von dem Augenblicke an, von welchem er sich dem Schwiegervater gegenüber unabhängig gemacht, hat er den Weg betreten, sich Bergmanns Achtung zu erobern, und jetzt hat der Stadtrat keinen sehnlicheren Wunsch, als Julie ebenso glücklich verheiratet zu sehen, wie seine älteste Tochter.

In der Mitte der Tafel steht ein Baumkuchen, die ersten Champagnerpfropfen knallen — da tritt eine Störung ein; die Zofe meldet Bergmann, daß ihn ein Mann in dringender Angelegenheit zu sprechen begehre; es sei dem Anscheine nach wohl ein Bittsteller, aber er lasse sich nicht abweisen.

Der Stadtrat will eine ärgerliche Antwort geben, aber Frau Gertrud duldet es nicht.

»Weise keinen Bittenden ab, Alter,« sagte sie, »um so fröhlicher wirst du hernach mit mir anstoßen, wenn du ein gutes Werk gethan hast.«

[111] »Hast recht, Trudchen, aber wartet mit dem Sekt. Das erste Glas auf dein Wohl und einen Schmatz dazu, so haben wir's gehalten jetzt seit achtunddreißig Jahren.«

Der Stadtrat legte die Serviette, welche noch unterm Kinn

sorgsam befestigt war, damit kein Wein- oder Saucenfleck das blütenweiße Vorhemdchen beschmutze, nicht ab, sie sollte dem unzeitigen Besucher bemerkbar machen, daß er störe. Aber wie eilig Bergmann sich auch entfernt hatte, um möglichst bald wieder zurückzukehren, er blieb auffällig lange.

»Wenn es nur nichts Unangenehmes ist,« sagte Frau Gertrud, welche unruhig wurde. »Ärger am Geburtstage hat eine schlechte Vorbedeutung.«

Julie erhob sich, um an der Thür des Zimmers ihres Vaters zu horchen. Sie kehrte bald mit besorgter Miene zurück.

»Ich konnte nur wenig verstehen,« berichtete sie, »aber es scheint ein Herr von der Polizei zu sein. Der Vater sprach leise, aber sehr erregt. Ich hörte nur den Namen Hinckeldey und die Worte, daß der Magistrat sich alles gefallen lassen müsse.«

»Ich dachte es mir,« murmelte die Mutter. »Mir hat in der Nacht von Kuchen und Backwerk geträumt, da kommt immer Verdruß.«

»Der Polizeipräsident treibt es etwas arg, aber er wird auch seine Meister finden,« bemerkte Asten. »Gestern hat er schon so etwas erfahren. Er schlug in öffentlicher Gerichtssitzung in der Leidenschaft mit der Faust auf den Tisch. Da sagte ihm der Präsident des Gerichts: ›Das schickt sich nicht, Herr von Hinkeldey!‹ und er mußte es hinnehmen.«

Es währte nicht lange, und die Zofe meldete den Besuch des Fräulein von Witten.

Julie sprang auf, Hertha entgegenzueilen. Es war lange her, daß sie die Freundin nicht gesehen hatte. Hertha zögerte einzutreten, als sie die gedeckte Tafel sah und erraten konnte, daß man ein Familienfest feiere. Sie sagte es Julien, daß sie nur gekommen sei, ihrem Vater eine Mitteilung zu machen; sie scheute sich, von derselben in Gegenwart Astens zu reden, aber schon war sie von diesem [112] und den anderen Familiengliedern bemerkt, sie konnte sich nicht mehr zurückziehen. Die Andeutung vom Zwecke ihres Besuches hatte Juliens Neugierde erweckt, und Hertha war jetzt in der doppelt peinlichen Lage, mit unruhigem Herzen die Geheimnisvolle spielen zu müssen. Welche Mutmaßungen beschwor sie herauf, wenn sie bekannte, daß sie gekommen sei, sich für Robert Bork zu verwenden!

Die Zofe erschien wieder, sie sollte Asten im Auftrage des Stadtrats bitten, in dessen Kabinett zu kommen.

Doch wir müssen dem Leser verraten, was dort vorgefallen ist. Es

war Robert Bork, der seinen Namen nicht hatte nennen wollen, als er hörte, daß Besuch beim Stadtrat sei. Die Zofe hatte ihn seinem Aussehen nach für einen Bittsteller gehalten. Seine äußere Erscheinung trug die Spuren einer eilig unternommenen Reise, einer nächtlichen Fahrt und der Aufregung, in der er sich befand, seit er sich zur Flucht entschlossen hatte.

»Du bist's!« rief der Stadtrat erschrocken, als er seinen Neffen erkannte, und ihm der erste Blick sagte, daß er nichts Gutes hören werde.

Die Lage, in der sich Robert heute befand, war ziemlich dieselbe, wie damals, er zum erstenmal dieses Zimmer betreten hatte.

»Ich bin es!« versetzte Robert mit bitterem Lächeln. Er sah es Bergmann an, daß derselbe über das Wiedersehen nichts weniger als erfreut war. »Ich komme wieder mit einer Bitte. Wider Gesetz und Völkerrecht wollten deutsche Behörden mich den Dänen ausliefern; ich mußte flüchten und alle meine Habe zurücklassen. Ich bin preußischer Unterthan. Keine Nation liefert ihre Angehörigen aus, die nur wegen politischer Vergehen verfolgt werden, aber die berliner Polizei erlaubt sich auch Ungesetzlichkeiten; ich traue ihr nicht. Als Korrespondent der ›Freien Zeitung‹ bin ich ihr schon lange ein Dorn im Auge. Ich kann mich hier nur aufhalten, wenn ich auf Schutz gegen ungesetzliche Willkür der Polizei rechnen darf, zur Fortsetzung der Flucht fehlen mir die Mittel.«

»Die sollst du haben,« rief der Stadtrat aufatmend, »meine Börse steht dir offen.«

[113] Bergmann griff schon in die Tasche.

»Ich würde Geld nur als Darlehn nehmen,« sagte Robert, dessen Antlitz bereits eine dunkle Glut färbte. »In meiner Wohnung zu Rendsburg liegt mein Geld, aber vermutlich hat man mein Eigentum versiegelt oder mit Beschlag belegt. Aber muß ich denn fliehen? Ich sage dir, daß ich berechtigt bin, Beschwerde zu führen, daß der Verhaftsbefehl der Bundeskommissarien gegen mich ungesetzlich ist. Nicht als dein Neffe, sondern als Heimatsberechtigter Berlins frage ich dich, ob der Magistrat der Stadt mich gegen Vergewaltigung schützen wird.«

»Der Magistrat vermag gar nichts, hier regiert allein die Polizei. Ich rate dir zur Flucht, Robert. Dein Name steht sicher im schwarzen Buche. Du hast auf den Barrikaden gefochten.«

»Wer sagt das?! Ich habe nie mit anderen Waffen als denen des

Wortes und der Feder gekämpft.«

»Aber du warst als Vorkämpfer der Revolution, als Volksredner in den Märztagen bekannt. Ich beschwöre dich, Robert, fliehe, mache mir keine Schande!«

»Schande?! Herr Stadtrat, ich danke jetzt auch für ein Darlehen. Verzeihung, daß ich gestört habe!«

Robert sprach das mit entsetzlicher Bitterkeit und einer Verachtung, welche Bergmann die Schamröte ins Antlitz trieb. Er wandte sich, das Gemach zu verlassen, aber der Stadtrat hielt ihn zurück.

»Du hast mich mißverstanden, Robert, ich habe mich falsch ausgedrückt, du bleibst! Ich wollte nur sagen, daß kein Mensch, keine Behörde dich gegen die Willkür des allmächtigen Hinckeldey schützen kann, und eine Ehre ist es nie, in der Stadtvoigtei zu sitzen. Die einzigen, die noch vor Anmaßungen, Übergriffen und Vergewaltigungen durch die Polizei sicher sein können, das sind Angehörige der Armee. Mein Schwiegersohn, Baron von der Asten, ist hier. Vielleicht nimmt er sich mir zu Gefallen deiner an. Er denkt liberal.«

»Ich kenne ihn nicht und will keine Hilfe aus Mitleid oder Gefälligkeit, nur eine solche aus Rechtsgefühl. Ich danke dir. Es ist besser, ich gehe —.«

[114] »Ich werde Asten rufen lassen. Rede wenigstens mit ihm! Und auch die Meinigen sollen dich begrüßen. Wir haben oft von dir gesprochen. Halte mich nicht für wetterwendisch, Robert, und nicht für lieblos gegen Verwandte! Du kennst die Zustände nicht, in denen wir hier leben und in die wir uns fügen müssen. Doch da fällt mir ein, du hast ja dem General von Witten das Leben gerettet. Das kann dir nützen.«

»Brechen wir ab, Onkel. Es wäre erbärmlich, mich darauf zu berufen, daß ich einen rohen, feigen Mord verhindert habe. Kein Wort mehr davon!«

Bergmann hatte schon die Schelle gezogen. Er befahl der eintretenden Zofe, den Baron von Asten ins Kabinett zu bitten.

Wenige Sekunden später und Asten erschien. Robert verneigte sich höflich kühl. Es war ihm peinlich, daß Bergmann die Hilfe eines Fremden für ihn anrufen wollte, aber er konnte es nicht mehr verhindern.

Asten faßte Robert scharf ins Auge. Er hörte kaum, was der Stadtrat ihm vortrug, er schien seltsam zerstreut, von anderen

Gedanken erregt, — plötzlich trat er, noch während Bergmann sprach, auf Robert zu.

»Sie sind's!« rief er. »Waren Sie nicht in der Nacht zum 20. März, als das *sche Garderegiment unter dem Hohne des Pöbels ausmarschierte, in der *Straße? Sie trugen den Kopf verbunden. Ich sehe eine Narbe an Ihrer Stirn.«

»Ja,« versetzte Robert, »aber was soll das?«

»Sie schlugen einen Kerl zu Boden, der einen Offizier anspie.«

»Das that ich.«

»Und ich danke es Ihnen,« rief Asten, Robert seine Rechte bietend. »Ich war jener Offizier. Die Waffe in der Hand, an der Seite meiner Soldaten, mußte ich die Beschimpfung von dem Trunkenbolde hinnehmen. Es war Befehl, alles zu erdulden. Ein Schwerthieb von mir, und der Funke zu neuem Kampfe war ins Pulverfaß geworfen.«

»Ich weiß das. Ich erinnere mich jetzt. Ich sah Sie vor Empörung knirschen, aber Sie verhinderten Ihre [115] wütenden Soldaten, den Kerl niederzuhauen. Deshalb that ich's. Nicht Sie waren es, den der Schimpf traf, sondern die Bürgerwehr, welche solche Schmach duldete.«

Asten drückte die Hand Roberts inniger. Bei der Erinnerung an die furchtbare Stunde waren ihm die Thränen der Scham, der Bitterkeit ins Auge getreten.

»Am andern Tage forderte ich meinen Abschied,« sagte er mit bebender Stimme. »Als der König nach Potsdam kam, wurde ich mit anderen, die Ähnliches erlitten hatten, vor ihn beschieden. Er verweigerte uns den Abschied, er küßte uns auf die Wange und sagte, das wasche jeden Schimpf ab. Wenn Sie jemals in der Not eines Bruders bedürfen, so gönnen Sie es mir, Ihnen zur Seite zu stehen.«

Der Stadtrat war so ergriffen, daß ihm die Augen übergingen, so voll war ihm das Herz, daß er hinauseilte, den Seinigen zu sagen, Robert sei da, und Asten schüttele ihm die Hand. Jetzt war Robert auch sicher vor der Polizei.

Der alte Mann eilte in den Salon und erzählte, was er eben gehört hatte, und wie es ihn auch überraschte, Hertha bei den Seinigen zu finden, erhöhte es doch seinen Triumph, auch sie es hören zu lassen, daß sein Neffe ein Ehrenmann sei, dem selbst sein Gegner von den Märztagen die Achtung nicht versage.

Die Damen geleiteten ihn ins Kabinett zurück. Gertrud und Julie

drängte es, Robert zu begrüßen; ganz zuletzt, zögernd, sich hinter Elise Asten verbergend, folgte auch Hertha. Sie hatte es Julien schon zugeflüstert, was sie herführe, und sie bereute das jetzt, in Scham errötend. Aber wenn sie sich hätte davonschleichen mögen, damit Robert sie nicht sähe, so hielt einerseits das brennende Verlangen sie [116] zurück, mehr zu hören, dann aber auch die Angst, daß Julie verraten könne, was sie hergeführt habe.

»Was auch auf Ihnen lasten möge,« hörte sie Asten sagen, »in meiner Wohnung als mein Gast und Freund sind Sie sicher, bis ich Ihre Sache vor den König gebracht habe, und der wird, selbst wenn Sie auf den Barrikaden gefochten haben, Gnade spenden.«

»Das hat er nicht gethan!« rief der Stadtrat. »Auf den Barrikaden hat er nicht gefochten.«

»Ich that das nicht,« nahm Robert das Wort, »weil ich ungesetzliche Mittel stets verdamme und weil ich mir am wenigsten von einem Kampfe, an dem sich keineswegs die besseren Elemente des Volkes beteiligten, Segen für die Nation versprechen konnte. Aber ich werde es auch heute nicht ableugnen, daß ich auf Seiten der Gegner des Absolutismus stand und mit geistigen Waffen für die Rechte des Volkes jederzeit einstehen werde. Ich will auch heute keine Gnade, sondern Gerechtigkeit nach dem Gesetze. Dem Richter will ich mich stellen, aber nicht den Schergen der Reaktion.«

Das männliche Wort klang im Herzen Herthas wieder und ließ die Brust wogen zum überfluten. Und als Julie jetzt Roberts Hand ergriff, ihn in den Korridor zu ziehen, daß er Hertha sähe, traf der Blick Roberts ein in Gluten wie verklärtes Antlitz.

»Sie kam hierher, dem Vater zu sagen, daß du in Not und Gefahr seist,« flüsterte Julie dem Betroffenen zu, der nicht wußte, ob er träume oder wache.

Einen Augenblick schwankte Hertha, ob sie dem Gefühle folgen dürfe, das sie allgewaltig zu Robert zog, aber es siegte der Drang des Herzens über die weibliche Blödigkeit. »Mein Vater und ich, wir haben Sie sehr verkannt,« sagte sie mit bebender Stimme, »aber wir freuen uns, daß mein Bruder Ihnen zur Flucht geholfen hat, und ich kam hierher, dem Herrn Stadtrat zu sagen, daß Sie in Gefahr sich befänden.«

Hertha streckte die Hand aus. Bork sah es nicht; wie von einem Schwindel der klaren Sinne beraubt, stand er da. War es denn möglich, daß Hertha Witten also zu ihm redete, sie, die ihm verboten hatte, ihr jemals wieder zu begegnen?

[117] Sie ließ die Hand sinken. Da fragte Julie ihn, ob er Hertha nicht die Hand reichen wolle.

Er erwachte wie aus einem Traume. Er schaute Hertha mit einem Blicke an, der sie verstehen ließ, was ihn überwältigt habe und ihr das Blut durch die Adern jage. Er raubte sich jetzt die herabgesunkene Hand und bedeckte sie mit heißen, glühenden Küssen.

Der Stadtrat und Frau Gertrud lächelten und wechselten verständnisvolle Blicke miteinander; wie Sonnenschein fiel es ins Zimmer, was plötzlich alle Herzen wundersam erwärmte und im Mitgefühl beseligte.

»Können Sie es heute verstehen,« sagte Robert, den Blick tief in das Auge Herthas senkend, »daß man kein Verbrecher zu sein braucht, wenn man sich für Ideen begeistert, die zwar, wo sie mißverstanden, oder wo sie von unreinen Naturen erfaßt werden, Verderben säen, die aber doch im Ahnen unserer Voreltern gelebt haben, die Hoffnung der Befreiungskämpfe waren und jetzt der zuversichtliche Glaube eines zum Selbstbewußtsein erwachten Volkes geworden sind? Man wird auch jetzt den Geist nicht ersticken, der in harter Prüfung sich freiringt von allem, was ihm von Irrtümern und Unedlem anklebt.«

»Ich verstehe nicht, darüber zu urteilen,« versetzte Hertha, »aber ich habe gelernt, daß es nicht Frauensache ist, im Kampfe der Parteien über Gegner derjenigen zu richten, die uns im häuslichen Kreise teuer und deren Gefühle wir zu achten gewöhnt sind. Mein Vater hat sein Urteil über Sie sehr geändert, und das wird in höherem Maße der Fall sein, wenn er Sie noch besser kennen lernt und erfährt, daß Sie nicht mit der Waffe gegen den Thron gefochten und daß Sie in jenen entsetzlichen Tagen, als der Hohn des Pöbels unsere alten glorreichen Fahnen beschimpfte, seine Gefühle geteilt haben.«

»Die Armee,« entgegnete Robert, »war dem Volke fremd geworden, durch die Bevorzugung, die ihr in langen Friedensjahren vor anderen Ständen zuteil geworden war und die ihre jüngeren Mitglieder zum Übermut verleiteten. Aber jetzt ist sie mit der Nation durch ein Gefühl verbrüdert, welches beweist, daß das Volk zu ihr steht, wo es [118] die Ehre des Landes gilt — Reaktionär oder Demokrat — ein jeder empfindet mit der Armee, daß unsere Ehre in Holstein verpfändet geblieben ist, daß der Tag kommen muß und kommen wird, an dem die preußischen Fahnen wieder voranwehen

dem deutschen Volk zum Siege über alle seine Feinde und Neider.«

»Das walte Gott!« rief Asten, während Hertha zu Bork aufschaute, als wolle ihr ganzes Herz ihm entgegenfliegen. »Und ich wüßte den Mann dazu, der das vollbringt. Er steht dem Throne zur Seite, es ist unser Prinz!«

Eine gehobene fröhliche Stimmung zog in dem kleinen Familienkreise ein.

Hertha wollte sich zurückziehen, aber man ließ sie nicht fort. Sie mußte der Gesellschaft in den Speisesaal folgen.

Robert mußte nun erzählen, wie es ihm in Holstein ergangen war. Julie gewann ihren Vetter heute noch einmal so lieb, als Robert mit Wärme schilderte, wie er es Georg danke, daß er rechtzeitig gewarnt worden sei, keine Stunde länger in Rendsburg zu verweilen.

»Wir waren einander schon früher im Holsteinischen begegnet,« sagte er, »und im mündlichen Austausche wurde mancher Irrtum aufgeklärt, aber es blieb doch etwas zwischen uns, was sich so leicht nicht verwischen ließ, bis er mich durch eine Freundesthat beschämte, die ich so leicht nicht vergessen werde. Er kam selbst in Zivilkleidern nach Rendsburg, um mich zu warnen, obwohl er dabei Gefahr lief, in die Hände der Dänen zu fallen.«

»Das war brav von ihm!« rief der Stadtrat, und Julien schoß das Blut in die Wangen, als sie den Blick ihres Vaters bei diesen Worten auf sich geheftet sah. Hertha aber schaute Bork mit einem eigentümlichen Ausdruck ihrer schönen Augen an. Es war, als wollte sie ihm verraten, wie sie die Schonung, mit der er von seinen früheren Verhältnissen zu seinem Bruder sprach, warm anerkenne, aber doch wisse, daß er dabei sich selber unrecht thue. Und ihr Blick begegnete dabei dem seinigen, und es war, als werde in dieser stummen und doch so beredten Sprache der Seelen ein Bund geschlossen, der ihre Herzen untrennbar zusammenflocht.

[119] Es giebt Verschwörungen, die so heimlich angezettelt werden, daß selbst die Beteiligten kein Wort mit einander gesprochen und sich allein durch Blicke verständigt haben. Eine solche Verschwörung fand im Familienkreise Bergmanns statt, als man sich von der Tafel erhob und in den Salon begab, wo der Kaffee serviert werden sollte. Hertha hatte diesen Augenblick benutzen wollen, sich zu verabschieden, aber seltsam, die Gesellschaft stob auseinander, als habe ein Wirbelwind sie zerstreut, nur geschah das minder heftig. Der Stadtrat verschwand mit Asten

durch eine Seitenthür, es war ihm plötzlich eingefallen, daß er Asten einen Kupferstich zeigen wollte, Frau Gertrud hatte sich auf häusliche Geschäfte in der Küche besonnen; vergeblich bemühte sich Hertha, Julie festzuhalten, als sie auch Frau von der Asten mit ihren Kindern verschwinden sah; Julie riß sich los.

Hertha sah sich allein mit Bork.

»Mein Vater erwartet mich,« stotterte Hertha, sie fand keinen Vorwand, sich ebenfalls zu entfernen. Zum erstenmale fühlte sie sich völlig fassungslos; der Argwohn, daß man absichtlich so grausam gewesen sei, sie mit Bork allein zu lassen, verwirrte sie noch mehr.

Auch Bork befand sich in ähnlicher Lage, aber ihn beherrschte vornehmlich das peinliche Gefühl, sie fürchten zu sehen, daß er den Augenblick ausbeuten könne, ihr etwas zu sagen, was sie nicht hören wollte.

»Es scheint, gnädiges Fräulein,« nahm er mit fester Stimme das Wort, »daß wir nicht zufällig uns hier allein gegenüberstehen. Vielleicht hält man mich für glücklicher, als ich es bin. Aber ich erinnere mich eines Wortes, das Sie einst mir geschrieben haben. Ich verschulde diese Begegnung nicht, ich bitte Sie deshalb, mir nicht zu zürnen.«

»Sie mahnen mich an eine Schuld, für die ich Ihnen noch kein Wort des Dankes gesagt habe,« unterbrach sie ihn, hoch errötend. »Sie thaten mehr, als ich erbitten konnte.«

»Ihr Herr Bruder hat die Schuld reichlich abgetragen. Ihr Herr Vater beurteilte mich einst sehr hart, er wird niemals mit dem Gedanken sich versöhnen können, daß Männer, die in einer andern Zeit aufgewachsen sind und [120] von einem andern Zeitgeiste getragen waren, dem Könige und Vaterlande auch in Ehren dienen können, obwohl sie in der Opposition gegen die Regierung kämpfen —«

»Ich glaube gar, ihr sprecht von Politik!« erklang die Stimme Juliens und ihr blondlockiger Kopf schaute zur Thüre herein. »Schämt euch! Das giebt nur Streit und Hader!« Ehe Hertha und Bork es zu hindern vermochten, war das übermütige Mädchen hinzugesprungen, hatte die Hände der beiden ergriffen und drückte dieselben ineinander.

In wallender, heißer Glut strömte es jetzt Bork durch die Adern. Herthas Antlitz brannte, sie zitterte, aber Bork fühlte es nicht, daß sie sich sträubte, ihre Hand in der seinigen zu lassen; es überkam

ihn ein Rausch, der ihn jeden Zweifel, jedes Bedenken vergessen ließ; er zog Hertha an seine Brust und sie sank willenlos, ebenso selbstvergessen wie er, in seine Arme.

Ein seliges Lächeln lag in ihren Zügen, das schöne Antlitz verklärend. »Mein Vater weiß,« hauchte sie, »daß ich dich liebe, er weiß, wie ich gekämpft habe! Ich habe ihm alles gesagt.«

Sie nannte ihn mit dem traulichen »Du«. Es war kein Traum. Fühlte sich auch seine Seele wie den irdischen Regionen enthoben, in ein flutendes Meer der Seligkeit gezogen: es war kein Trugbild, das mit dem Augenblicke wieder verschwindet. Er hielt ein Weib in den Armen, dessen ganzes Sein in dem seinigen aufging.

»Dein Vater weiß es! Und er grollt dir nicht?«

»Gönne ihm Zeit, dich lieben zu lernen, wie du ihn schon gezwungen hast, dich zu achten.«

[121] Wir lassen zwanzig Jahre vorübergehen. Berlin befindet sich im Beginn seiner Abschälungsperiode, in welcher sich aus dem großen kleinstädtischen Nest, in dessen Mitte sich ein langweilig eleganter Stadtteil mit Museen und Kasernen, Palästen und Obstbuden, Denkmälern und bunt beklebten Annoncensäulen befand, die prächtige Kaiserstadt entwickelte. Seit die Kunde von den ersten deutschen Siegen jenseits des Rheins jede Brust mit dem Hochgefühle erfüllte, daß man berufen sei, in einer neuen Zeit mitzuwirken und zu schaffen und seine Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen, haben auch diejenigen, die ihr Liebstes draußen im Felde wissen, den Trost, daß, wenn ihnen der Vater, der Bruder, der Sohn, der Bräutigam nicht wiederkehren sollte, deren Blut nicht vergebens hingeopfert werde, daß mit ihm ein siegreiches Vaterland um die edelsten Opfer weint.

Es ist eine ernste, schwere und erhebende Zeit. Der Siegesberichte kommen so viele, daß man ihrer kaum noch recht froh zu werden vermag. Das Blutvergießen scheint kein Ende nehmen zu wollen. Da stürmt eine Schreckenskunde durch's Land. Man hat sich schon als Sieger geträumt, und die Post, daß unsere Grenzlande bedroht seien, schreckt jeden auf, der da grollt, daß man dem Kriege noch nicht ein rasches Ende gemacht habe.

Eine hohe, schlanke Frauengestalt in schlichtem, schwarzem Gewande steht am Fenster ihres Wohnzimmers; drüben an der Straßenecke versammeln sich Menschen und drängen zur Litfaßsäule, die Depesche zu lesen, welche man dort anklebt. Sie hat nahende Schritte vernommen.

Ein Mann tritt ein, dem man es ansieht, daß er mit geistiger Kraft den Stürmen des Lebens getrotzt hat. »Es wütet noch immer die furchtbare Schlacht an der Lisaine,« berichtet er, »die Franzosen wollen Belfort entsetzen, der General von Werder bietet der Übermacht mit schwachen Kräften die Stirn. Die Wacht am Rhein wird siegen oder verbluten. Gottes Wille geschehe. Sei standhaft, Hertha, wie du es stets gewesen bist.«

Es zuckte kein Muskel im Antlitz der bleichen Frau.

»Ich bin auf das Schwerste gefaßt!« klingt es von bebender Lippe. »Aber es ist unser einziges Kind!«

[122] Robert Bork preßt die Hand seines Weibes. Er schlingt den andern Arm um ihren Nacken und zieht sie sanft an sich. Sie lehnt ihr Haupt an seine Brust.

»Hätte dein Vater diese Zeit erleben können!« sagt er mit weicher Stimme. »Ich mußte es ihm geloben, als er unsern Bund segnete, daß, wenn der Himmel uns einen Sohn schenke, der Knabe Soldat werden solle. Und unsern Sohn schmückt schon das Kreuz, welches dein Vater als sein stolzestes Ehrenzeichen mit ins Grab nahm.«

Es leuchtete hell auf in den thränenschimmernden Augen Herthas. »Du hast unsern Knaben zum Manne erzogen! Wie oft habe ich in stillen Stunden an die Zeit gedacht, als es meinem Vater noch schwer wurde, dich Sohn zu nennen! Gedenkst du noch jenes Tages, als die Polizei dich verhaften wollte, und der hochselige König auf die Fürbitte der Gräfin Meran und Astens befahl, daß man dich unbehelligt lassen solle und er dich zur Audienz beschied? Der Vater wollte es nicht glauben, daß der König dir die Hand gereicht habe, obwohl du Trotzkopf dich geweigert, in den Staatsdienst zu treten. Und heute bist du Kabinettsrat!«

Robert lächelte. »Ich würde das auch heute nicht sein,« versetzte er, »wenn unser greiser Monarch den Geist der Zeit nicht besser begriffen und treuer erfaßt hätte, als sein zwar geistreicher aber wankelmütiger Bruder, der den Stürmen der Zeit nicht gewachsen war. Jener wollte gefügige Diener, dieser braucht Männer.«

»Wer hätte das alles gedacht!« murmelte Hertha. »Welch ein Jubel, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg und eine neue Zeit verkündete. Und wie unendlich traurig das Ende des gebrochenen Mannes! Und der Prinz von Preußen, damals die Seele der Reaktion, der Mann, [123] auf den aller Groll des Volkes fiel, heute der fast vergötterte Führer aller Deutschen, der Kaiser des geeinten Reiches, gekrönt zu Versailles, umwallt von den

siegreichen Fahnen selbst derjenigen Truppen, welche 1866 gegen uns im Felde standen. Es ist wie ein Traum.«

Robert Bork zog sein Weib inniger und fester an die Brust. »Es ist die Erfüllung eines Traumes, wie der Weltenlenker sie im Leben der Völker dieser Erde kaum jemals so großartig und gnadenreich geschehen ließ.«

Die Klingel draußen ward jetzt stark gezogen. Der Telegraphenbote brachte eine Depesche. Die feste Hand Roberts zitterte doch, als er das Papier entfaltete. In atemloser Erwartung stand Hertha da, das Auge auf den Gatten geheftet, um von seiner Stirn zu lesen, was Gott über sie und ihn verhängt hatte.

Und es war nichts Gutes, was der Ausdruck seiner Züge verkündete.

»Die Depesche ist vom General von der Asten,« sagte er mit jenem Zögern, welches die Erwartung des Unruhigen auf eine trübe Nachricht vorbereitet. »Von unserem Sohne steht nichts darin.«

Das Antlitz Herthas war bleich geworden.

Robert ergriff ihre Hand. »Die Schläge des Schicksals treffen uns oft von anderer Seite her, als wir befürchteten,« sagte er in schmerzlicher Bewegung. »Wir tragen nur Sorge um unsern Sohn, und in der Mutterangst um ihn hast du des Bruders vergessen!«

»Georg?« schrie Hertha auf. Bork reichte ihr das Telegramm.

»Georg schwer verwundet,« lautete dasselbe. »Schickt Julie nach Straßburg.«

»Die Depesche ist beim Feldtelegraphenamt aufgegeben, nahm Robert das Wort, während Hertha das Papier, welches sie in den zitternden Händen hielt, noch anstarrte, als könne sie nicht glauben, was sie lese. »Wahrscheinlich hat man Georgs Bataillon zur Armee Werders anstatt nach Metz geschickt. Sein sehnlichster Wunsch, doch noch vor den Feind zu kommen, ist erfüllt worden, aber vielleicht nur, damit er den Heldentod sterbe. Hole deinen Mantel! Es [124] ist ein schwerer Gang, den Asten uns aufbürdet, die arme Julie ahnt es so wenig, daß auch den Vater ihrer Kinder der Würgengel des Krieges bedroht.«

Wir müssen erklären, weshalb Hertha keine Ursache gehabt hatte, für das Leben ihres Bruders zu zittern, weshalb diese Schreckenskunde sie und die Familie Bergmann völlig unvorbereitet treffen konnte.

Wir haben oben erwähnt, daß Georgs Gesuch, in die Reihen der preußischen Armee zurücktreten zu dürfen, ablehnend beschieden

worden war. Er war nach Auflösung der Armee der Herzogtümer existenzlos geworden wie viele hundert andere, die für die Befreiung der deutschen Stämme vom Dänenjoch gefochten hatten. Der General Witten hätte sich Entbehrungen auferlegen und die kargen Ersparnisse, die für Hertha bestimmt waren, antasten müssen, wenn er dem Sohne hätte helfen wollen. Georg würde aber niemals ein solches Opfer angenommen haben. Aber selbst als Bork das heiß ersehnte Ziel erreicht, die Sorge für Herthas Zukunft als Gatte des geliebten Weibes dem General abnehmen zu können, und trotz seines damals noch sehr beschränkten Einkommens Georg brüderliche Hilfe bot, zog dieser es vor, den Kampf um die Existenz mit eigenen Kräften zu versuchen. Georg lehnte auch das Anerbieten des Stadtrates Bergmann ab, ihn beim Ergreifen einer neuen Karriere zu unterstützen.

Der gutmütige Stadtrat hätte gern in den Geldbeutel gegriffen und dem Manne, von dem sein Lieblingskind nun einmal nicht lassen wollte, ein Gut gekauft, aber Georg kam nicht nach Berlin, und Frau Gertrud Bergmann widersetzte sich energisch dem Vorhaben ihres Gatten, einen derartig entgegenkommenden Schritt zu thun. War früher der Stadtrat einer Verbindung Juliens mit Georg nichts weniger als geneigt gewesen, so dämpfte jetzt Frau Gertrud die sanguinische Vertrauensseligkeit ihres Mannes.

»Hilf ihm, einen Broterwerb zu finden,« sagte sie, »aber wirf ihm nicht unser Kind und einen Beutel mit Geld an den Hals, sonst könntest du leicht verderben, was die Schule des Unglücks an ihm gebessert hat.«

Es war der Einfluß Borks, welcher Georg in seinem [125] Vorhaben bestärkte, erst dann um Julie zu werben, wenn er sich ohne fremde Hilfe eine Existenz verschafft habe. Wie schwer es auch Julien ward, den Geliebten in einem schweren, zweifelhaften Kampfe mit des Lebens peinlichster Not zu wissen, sie sollte für die Zeit der Entsagung um so reicher entschädigt werden. Georg fand, da er ehemals das Abiturienten-Examen gemacht hatte, eine Stellung als Lehrer bei einem Institut zur Vorbereitung für Anwärter zum Offiziers-Examen, die ihm als Broterwerb genügte, bis er nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm seine Wiederanstellung in der Armee erhielt — ein Gnadenakt, der die letzten Tage seines alten Vaters sonnig erwärmte. Der General vergoß Thränen der Freude, und die letzten Worte des Sterbenden waren: »Gott segne den König!«

In der Uniform stand Georg am Sterbelager des Vaters; er drückte die kalte Hand des Verblichenen, und den Eid, den er mit übervollem Herzen sich in jener Stunde schwur, hielt er treulich und besiegelte ihn 1864 mit seinem Blute. Als glücklicher Gatte Juliens zog er wieder in den Krieg gegen die Dänen, und unter dem »roten Adler Brandenburgs«, dem Husarenprinzen Friedrich Karl, machte er den stolzen Siegesflug übers Meer nach Alsen mit. Als Invalide kehrte er heim. 1866 und 1871 that er Dienst bei Garnison-Bataillonen; als Führer eines solchen war er kürzlich nach dem eroberten Metz beordert worden, aber unterwegs hatte er Befehl erhalten, sich zur Armee des Generals Werder zu verfügen.

Wir eilen Hertha und Bork voraus. Vom Hause des Stadtrats hat bei jeder Siegeskunde ein riesiges Banner sich gebauscht. Es giebt jetzt in Berlin schwerlich einen begeisterteren Patrioten, als Bergmann das schon seit Jahren geworden ist. Aber es hat dazu mehrfacher Läuterungen bedurft. Wir können zu des Stadtrats Ehre versichern, daß die Rosette von Ordensbändern, die alle seine Röcke mit alleiniger Ausnahme des alten Schlafrockes ziert, nur wenig dazu beigetragen hat, ihn zu einem Anhänger der Regierung bei allen politischen Fragen zu machen. Er hat das ersehnte Ziel eitlen Ehrgeizes schon vor der Konfliktszeit erreicht und in dieser zur Opposition gehört.

[126] Das Haar ist schneeweiß, die Gestalt ist hagerer geworden, aber der kleine Mann ist noch rüstig und beweglich. und in seinem Auge funkelt noch frische Lebenskraft, feurig wie der alte Rüdesheimer, den er so gern trinkt.

Als er heute von seinem Frühschoppen nach Hause kam, sollte er erfahren, daß auch der heiterste Lebensabend nicht sicher vor Stürmen ist; er fand alles in Aufregung über die Schreckensbotschaft, welche Robert und Hertha den Seinigen gebracht hatten.

Frau Gertrud Bergmann saß in ihrem Lehnstuhl, das graue Haupt war tief auf die Brust herabgesunken, die welken Lippen murmelten ein Gebet. Elise von der Asten und Hertha halfen der weinenden Julie, ihre Koffer zu packen. Trotz seiner dreiundsiebzig Jahre war der Stadtrat sofort entschlossen, seine Tochter und deren Kinder nach Straßburg zu begleiten.

Hertha sah die Schwägerin mit banger Wehmut scheiden. Wie gern wäre sie mit ihr an das Krankenbett ihres Bruders geeilt! Aber Bork hielt sie zurück. Jede Stunde kann eine Nachricht bringen, die

sie anderswohin ruft. Der Sohn steht der Mutter näher als der Bruder.

Die Tage, in denen Werder mit der Übermacht Bourbakis auf den eisstarrenden Ufern der Lisaine verzweifelt rang, waren die letzte schwere Prüfung für deutschen Heldenmut in diesem blutigen Kriege. Als die grauenvolle Zersprengung der Armee Bourbakis dem wahnsinnigen Trotze Frankreichs gegen ein verdientes Schicksal das Ende bereitete, ergab es sich dem Sieger. Wie aus den Stürmen von 1848 und aus den langen, harten Prüfungen ein neues Volksleben entstanden, ein einiges Volk sich aus den Parteikämpfen freigerungen zu dem gewaltigen Werke, zu welchem König Wilhelm mit seinem großen Minister Preußen geführt, so hat das gemeinsam vergossene Blut für ein großes, freies, einiges Vaterland die deutschen Stämme gekittet und verbrüdert — so Gott will — für alle Zeit und zu gesegneter Zukunft.

Eine Depesche von ihrem Sohne erlöst die Herzen der Eltern endlich von banger Sorge. Der Himmel hat es Hertha und Robert erspart, das schwere Opfer bringen zu [127] müssen, auf das sie quälende Angst schon vorbereitet. Aber mit dieser Post kommt auch die Nachricht, welche Hertha abhält, noch jetzt an das Krankenlager ihres Bruders zu eilen, ein Tropfen des bitteren Kelches ist auch ihr und Bork nicht erlassen — Georg von Witten ist bei dem Transport nach Straßburg seiner schweren Verwundung erlegen.

Und man ruft Bork und Hertha, während sie noch von dem Schmerze über diesen Verlust betäubt sind, an ein anderes Sterbebett. Die alte treue Freundin Roberts, die Gräfin Edith Meran, will ihm noch einmal die Hand drücken, ehe sie von hinnen scheidet. Es war eine Freundschaft, auf die Hertha fast eifersüchtig hätte sein können, welche Edith Meran mit Robert vereinte. Obwohl ihr Alter im Vergleich zu dem Roberts sie zu einem mütterlichen Wohlwollen hätte berechtigen können, so hatte doch Edith eine Neigung verraten, deren Wurzel Hertha gar leicht erriet. Und als des Priesters Segen Hertha mit Robert verband, hatte die glückliche Braut es dem geliebten Manne gestanden, daß sie vielleicht noch schwerer hätte kämpfen müssen, gewisse Vorurteile zu überwinden, wenn sie nicht gesehen, wie eine andere es ihr still und heimlich geneidet, für einen Traum solchen Glückes selber schon verblüht zu sein.

Die Gräfin saß aufgerichtet in ihrem Bette. Die beiden langen Locken, mit denen ihre weiße, zarte Hand so gern gespielt hatte,

waren schneeweiß geworden und umrahmten wie winterliche Schneeflocken das von mildem Frieden verklärte Antlitz der Scheidenden. Ediths Auge [128] heftete sich auf Hertha, während die magere Hand die Hand Roberts fest und innig umschlossen hielt. »Er hat mir nie die Freude gönnen mögen, von mir etwas annehmen zu wollen,« sagte sie. »Das war das Einzige, womit er mich oft betrübte. Du wirst dafür sorgen, Hertha, daß er meinen letzten Willen achtet!«

Die Bedeutung dieser Worte sollte Robert erst völlig klar werden, als man die Entschlafene zu Grabe getragen hatte. Ihr Testament setzte den Sohn Roberts und Herthas zum Erben fast ihres ganzen Vermögens ein.

Es ist ein grausam unerbittliches Schicksal, welches die Reihen derer, die wir lieb haben, gerade zu der Zeit lichtet, wo der Mensch an den alten Freunden um so inniger hängt, weil er zu spröde geworden ist, sich in neue zu finden und diesen so warm sich anzuschließen, wie das nur die Jugend vermag. Aber was uns bleibt, wächst dann um so fester mit uns zusammen. Der Kreis schloß sich inniger, in welchem Robert und Hertha mit den beiden Astens Julien halfen, ihren schweren Verlust zu tragen.

Zu diesem E-Book

Textvorlage
E. H. von Dedenroth:
Aus sturmbewegter Zeit. Novelle.
Berlin, Eisenach, Leipzig:
Hermann Hillger Verlag, o.J. [1897]
Google-Scan und eigene OCR.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung wie im Original, lediglich offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert. Gesperrt gedruckter Text erscheint kursiv, die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante (» «) ersetzt. Die Seitenzahlen des Originals finden sich in eckigen Klammern, jeweils zu Beginn der Originalseite; eine falsche Seitenzählung (S. 28) wurde korrigiert. – Die Illustrationen sind in der E-Book-Ausgabe nicht enthalten.

Bibliografische Angaben
E. [Eugen] H. [Hermann] von Dedenroth:
Aus sturmbewegter Zeit. Novelle.
Mit 25 Illustrationen von Willy Werner.
Berlin, Eisenach, Leipzig:
Hermann Hillger Verlag, o.J. [1897.]
(= Kürschners Bücherschatz, No. 33.)

whink | im Juni 2025
whink44@posteo.de